

Selbstkritischer Blick
Mission 21 stellt sich seiner Geschichte und damit dem Kolonialismus und Rassismus. **HINTERGRUND 3**

Leere Kassen
Viele Religionsgemeinschaften sind in der Corona-Krise in finanzielle Nöte geraten. **REGION 4**



Foto: Istock

Die ferne Kirche
Viele Menschen betrachten die Kirche aus Distanz, obwohl sie dazugehören. Wie ticken sie? **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 15/August 2020
www.reformiert.info

Post CH AG

Der Kirche steht ein heisser Herbst bevor

Politik Der Abstimmungskampf um die Konzernverantwortungsinitiative, die von kirchlichen Hilfswerken massgeblich geprägt wurde, stellt die innere Dialogfähigkeit der Kirche auf die Probe.

Einen Vorgeschmack auf die Debatte zur Konzernverantwortungsinitiative gab die Synode der Zürcher Landeskirche: Mit der Bergpredigt und dem Aufruf, den Davids im globalen Süden «im Kampf gegen die Schweizer Goliaths wenigstens eine Steinschleuder in die Hand» zu geben, warb der Pfarrer Matthias Dübendorfer für das Anliegen.

Der Theologe ist mit seinem Votum in guter Gesellschaft. Kirchgemeinden sowie Pfarrerinnen und Pfarrer haben sich der Plattform «Kirche für Konzernverantwortung» angeschlossen. Das evangelische Hilfswerk Brot für alle (Bfa) hat die Initiative stark mitgeprägt.

Das Ja-Bündnis sprengt auch die konfessionellen Grenzen: Neben der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) unterstützen die Schweizer Bischofskonferenz, die Schweizerische Evangelische Allianz und der Verband Freikirchen Schweiz die Initiative, über die am 29. November abgestimmt wird. Sie verlangt, dass Schweizer Firmen für Umweltschäden und Menschenrechtsverletzungen im Ausland haftbar gemacht werden können.

Orange Fahne am Pfarrhaus

Das Engagement von Bfa verteidigt EKS-Vizepräsident Daniel Reuter. Das Hilfswerk sei «prophetisch vorangegangen». Der EKS-Rat habe zunächst abgewartet und auf einen «griffigen Gegenvorschlag» gehofft. Eigentlich müsse die Kirche bei der Entscheidungsfindung helfen, statt sich auf Parolen festzulegen.

Für Reuter hat die Politik nicht erkannt, wie sehr die Forderungen der Initiative «die Volksseele bewegen». Daher sei es gut, dass nun abgestimmt werde und die Kirche sich positioniere. «Als Christen müssen wir zwar nicht die Welt retten, aber



Illustration: Patric Sandri

wir dürfen die Menschen nicht aufs Jenseits vertrusten, sondern sollten schon versuchen, die Welt ein bisschen gerechter zu gestalten.»

Wenn sich Pfarrpersonen politisch exponieren, ist das für Reuter kein Problem, «sofern sie die ganze Gemeinde im Blick behalten». Die orange Initiativfahne am Pfarrhaus sei wohl zulässig, da die Kirche «nicht strenger sein sollte als andere Vermieter». Doch das Kirchgemeindehaus soll unbeflaggt bleiben und der Kirchturm «mit seiner Symbolkraft» sowieso: «Es braucht neutrales Terrain für die Debatte, damit sich niemand ausgeschlossen fühlt.» Der Zürcher Kirchenrat, dem Reuter auch angehört, will die Richtlinien, die den Rahmen für das politische Engagement der Gemeinden abstecken, überarbeiten.

Ob der von Reuter geforderte Dialog «in Respekt und Anstand» gelingt, muss sich weisen. Erfahrungen eines prominenten Kritikers der In-

itiative deuten in eine andere Richtung. «Noch nie bin ich so sehr angefeindet worden wie in dieser Frage», sagt Theologe und Ethiker Markus Huppenbauer. Dass jemand als Christ gegen die Initiative sein könne, scheine undenkbar. Auch er wolle Menschenrechtsverletzungen bekämpfen, so Huppenbauer. «Ich halte aber Haftungsklagen für das falsche Instrument, um Konzerne zum Umdenken zu bewegen.»

Der Aargauer Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg hingegen bezeichnet die innerkirchlichen Debatte als «ausgewogen und fair». Die Synode hatte im Aargau verhindert, dass der Kirchenrat dem Beispiel der Kirche Bern-Jura-Solothurn folgt und sich der Plattform für die Initiative anschliesst. Auch der Zürcher Kirchenrat verzichtet, freilich aus freien Stücken.

Felix Reich, Sandra Hohendahl-Tesch

Interview: reformiert.info/danielreuter

«Pfarrerinnen und Pfarrer dürfen sich politisch exponieren, doch sie müssen dabei die gesamte Gemeinde im Blick behalten.»

Daniel Reuter
Vizepräsident EKS

Kommentar

Das Modell Zachäus wäre besser als eine Anklage

Der Abstimmungskampf im Herbst wird emotional. Beide Seiten werden mit Negativklischees operieren. Hier stehen die «Multis» am Pranger, die mit Minenbaggern Menschen von ihrem Land vertreiben, Flüsse und Luft verschmutzen und kaum Steuern in den Ländern des Südens zahlen. Dort idealistische «Naivlinge», die «Gutmenschen», die mit gesetzlichen Hindernissen den Wirtschaftsmotor abwürgen wollen. Und mitten im polarisierten Ringen stecken die Kirchen. Menschenwürde, Nächstenliebe, Schutz des Schwächeren: Christliche Kernthemen sind mit der Frage der Konzernverantwortung verknüpft. Schon haben sich 20 Prozent aller Kirchgemeinden der Plattform «Kirche für Konzernverantwortung» angeschlossen.

Nestlé und das Wasser

Die Bibel scheint in der Frage der Konzernverantwortung nur eine Antwort zu kennen. Aber so eindimensional ist sie nicht. Ein Beispiel liefert Jesus selbst mit dem Modell Zachäus. Er verwickelt den korrupten Zöllner ins Gespräch, unbeirrt vom kritischen Gerede der Menschen um ihn herum. Im Dialog mit allen zu sein, das steht einer vielstimmigen Volkskirche gut an. Den Dialog suchte die Kirche vor Jahren mit Nestlé am Rand des Weltwirtschaftsforums zum Thema Wasser. Es harzte, knirschte. Aber die Botschaft von Nichtregierungsorganisationen und Kirchen kam verzögert auf der Chefetage des Nahrungsmultis an. Er versuchte in letzter Minute, den Ständerat zu einem griffigen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative zu bewegen.

Das befreiende Gespräch

Wie erfolgreich das Modell Zachäus sein kann, lässt sich in der Bibel nachlesen: Zum Schluss hat das befreiende Gespräch mit Jesus den Zöllner zum Helfer der Armen gemacht. Menschenrechte sollten in letzter Instanz juristisch einklagbar sein. Aber am Anfang steht das Wort, der respektvolle Dialog.



Delf Bucher
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich

Debatte in Deutschland

In Deutschland wollen Entwicklungsminister Gerd Müller (CDU) und Arbeitsminister Hubertus Heil (SPD) ein Lieferketten- oder Sorgfaltpflichtengesetz ausarbeiten, das in eine ähnliche Richtung zielt wie die Konzernverantwortungsinitiative. In der Wirtschaft stiess das Vorhaben auf wenig Sympathie, auch in der Koalition ist es umstritten. Hilfswerke wie Brot für die Welt hatten sich bereits früher zur Initiative Lieferkettengesetz zusammengeschlossen und Auflagen für deutsche Konzerne verlangt.

Lebensfragen-Autorin gestorben

Nachruf Fünf Jahre hat Paarberaterin Marie-Louise Pfister in der Rubrik «Lebensfragen» über Partnerschaft und Sexualität geschrieben. Wegen einer schweren Krankheit musste sie im Dezember 2019 ihre Aufgabe abgeben. «reformiert.» verdankt ihr einfühlsame Texte, in denen sie die Ratsuchenden stets zum Vertrauen in die eigenen Ressourcen ermutigte. Am 10. Juli ist Marie-Louise Pfister gestorben. fmr

Ein Zwingli-Satz zum Ausruhen

Reformation Auf dem Panoramaweg am rechten Zürichsee-Ufer stehen hellblaue Sitzbänke. Sie wurden 2019 von den Kirchgemeinden zum Jubiläum «500 Jahre Zürcher Reformation» aufgestellt. Auf jeder Bank findet die Spaziergängerin ein Zitat von Reformator Huldrych Zwingli. Im Sommervideo der Redaktion von «reformiert.» interpretieren Pfarrerinnen und Pfarrer die Worte des Reformators. vk

Video: reformiert.info/sitzbank

Unterschriften gegen Kopps Absetzung

Bistum Die von der Zürcher Theologin Veronika Jehle initiierte Petition gegen die Absetzung von Generalvikar Martin Kopp wurde mit 3865 Unterschriften am Bischofsitz von Chur abgegeben. Freilich nahm der kritisierte Administrator Peter Bärcher das Protestschreiben nicht persönlich entgegen. Die Unterzeichnenden fürchten, «ein dialogunwilliger Mann könnte Bischof unseres Bistums werden». Mit der Entlassung Kopps habe Bärcher «Brücken abgerissen zu einem, der ausspricht, was viele Katholikinnen und Katholiken denken». fmr

Gottfried Locher gibt internationales Amt ab

Kirche Nach seinem Rücktritt als Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) hat Gottfried Locher inzwischen auch das Amt als Geschäftsführender Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa abgegeben. 2012 war er ins dreiköpfige Präsidium gewählt worden und übernahm 2015 die Geschäftsführung. Wer Locher im Präsidium ersetzen wird, entscheidet die Ratsversammlung im Januar. fmr

Auch das noch

Lego kapituliert vor der Friedensbewegung

Wirtschaft Lego stoppt die Produktion des Modells «V-22 Osprey». Das Flugzeug wurde im richtigen Leben für Rettungseinsätze entwickelt. Insbesondere Japan und die USA setzen das Kipprotorflugzeug jedoch militärisch ein. Die Polizei bewaffnet Lego zwar, das Militär bleibt aber aussen vor. Den Grundsatz verfolge der Spielzeughersteller schon lange, sagte eine Sprecherin der Presseagentur EPD. In Berlin hatte die Deutsche Friedensgesellschaft gegen Waffenexporte ins Kinderzimmer protestiert. fmr

«Manche Patienten waren sehr allein»

Gesundheit Angehörige dürfen wegen der Pandemie nur eingeschränkt ins Spital kommen. Pflegewissenschaftlerin Rahel Naef forscht über Auswirkungen von Schutzkonzepten und stellt die Frage der Verhältnismässigkeit.

Seit der Pandemie sind die Besuchsregeln strikter als sonst. Was bedeutet das im Spitalalltag?

Rahel Naef: Zu Beginn der Pandemie konnten Angehörige oft nur bei sehr einschneidenden Momenten, etwa einer Geburt oder beim Sterbeprozess, ins Spital kommen. Und auch nach ersten Lockerungen war der Zugang stark eingeschränkt. Die meiste Zeit im Spital verbrachten viele Menschen alleine. Für Pflegende war vor allem die Kommunikation und Beziehungspflege anspruchsvoller. Patientinnen, die nicht gut kommunizieren können, hatten seltener Angehörige vor Ort, die stellvertretend für sie redeten.

War es gar nicht möglich, die Familie in die Pflege miteinzubinden?

Doch, vieles lief über das Telefon. Auf der Intensivstation etwa ist ein fixer Telefontermin einer Pflegeperson mit der Familie seit Langem üblich, um den aktuellen Stand und das Vorgehen zu besprechen. Solche Kontakte wurden wichtiger, auch auf anderen Stationen. Über Whatsapp oder Skype stellte die Pflege vermehrt Kontakt zwischen Patienten und Angehörigen her. Aber es ist klar: Die Pflegenden mussten auch Aufgaben von Angehörigen übernehmen, menschliche Nähe geben, denn manche Patienten waren sehr alleine.

Sie forschen zur familienzentrierten Pflege. Warum ist das Umfeld von Patienten überhaupt wichtig?

Eine Krankheit hat auch Konsequenzen auf den Alltag von Angehörigen. Das ist wie bei einem Mobile: Ist an einer Stelle etwas aus dem Lot, wackelt das ganze System. Dann braucht auch die Familie Unterstützung, Beratung oder Schulung, etwa zum Krankheitsmanagement nach der Entlassung. Das ist Aufgabe der familienzentrierten Pflege. Zum anderen ist die Familie eine Partnerin. Über sie lernen die Pflegenden, was der Patientin wichtig ist, wie sie Dinge zu Hause handhabt, insbesondere wenn sie sich schlecht selbst äussern kann.



Veraltete Strukturen in Akutspitalern aufbrechen: Rahel Naef. Foto: Annick Ramp

Der Zeitdruck in Spitalern ist hoch. Da scheint es illusorisch, sich auch noch um Angehörige zu kümmern.

Natürlich müssen sich die Pflegenden Zeit nehmen und manchmal fehlt sie einfach. Aber es spart unterm Strich oft Zeit. Denn wenn sich Angehörige aussen vor fühlen und sich beschweren, gilt es irgendwann in aufwendigen Gesprächen zu deeskalieren. Das kostet Kraft und noch mehr Zeit. Es ist unterschiedlich, wie stark die familien-

Rahel Naef, 45

Die ausgebildete Pflegefachfrau arbeitet am Unispital und ist seit Mai Professorin für Pflegewissenschaften an der Universität Zürich. Rahel Naef studierte in Kanada und Grossbritannien. Einer ihrer Forschungsschwerpunkte ist die familienzentrierte Pflege, bei der das Familiengedüge der Patienten mitberücksichtigt wird.

zentrierte Pflege etabliert ist. In den Akutspitalern wirken veraltete Strukturen auch im normalen Betrieb oft erschwerend.

Welche Strukturen?

Feste Besuchsregelungen zum Beispiel. Dürfen Besucher zwischen 13 und 20 Uhr kommen, ist das recht gut. Aber es gibt immer Situationen, die mehr Spielraum erfordern. Abends, wenn viele nach der Arbeit vorbeischaun, sind weniger Pflegende im Einsatz als tagsüber, um mit der Familie zu sprechen. Das ist ungünstig. In einem Zwei- oder Vierbettzimmer fehlt zudem die Privatsphäre. Einen Raum zu finden und einen Termin mit allen Beteiligten zu vereinbaren, ist oft eine logistische Herausforderung.

«Ins Restaurant darf jeder, aber die Besuchsregeln werden nur langsam gelockert.»

Rahel Naef
Pflegewissenschaftlerin

Leiden Kranke und Angehörige unter Massnahmen wie Masken und Schutzanzügen?

Ja, wir beobachten das. Aber bisher gibt es zu dieser Fragestellung noch keine wissenschaftliche Untersuchung. Wir lancieren am Unispital nun ein Forschungsprojekt, um herauszufinden, wie sich Distanzmassnahmen und Schutzkleidung auf den Kontakt zwischen Pflegeperson und Patient auswirken.

Können Spitäler etwas lernen aus der Corona-Krise?

Covid-19 hat gezeigt, dass Sensibilität für die Beziehung zwischen Patienten, Familien und Pflegepersonal da ist. Alters- und Pflegeheimen standen mehr im Fokus der Öffentlichkeit, was Schutzkonzepte angeht. Auch Spitäler müssen sich fragen, was angemessen ist. Recht früh durfte jeder ins Restaurant, aber die Besuchsregelungen wurden nur langsam gelockert. Wir brauchen sehr gute Schutzkonzepte, doch manchmal stellt sich schon die Frage, ob wir den Zugang von nahen Angehörigen zu stark einschränken. Interview: Cornelia Krause

Jesus als Superheld aus einer anderen Welt

Theologie Der deutsche Theologe Ralf Frisch will herausfinden, wer Jesus war. Dazu führt er ein Zwiegespräch mit dem Evangelisten Markus.

Sein Buch sei «ungewöhnlich und riskant», schreibt Ralf Frisch in seinem Vorwort. Kein Zweifel, dieser Autor liebt grosse Worte.

In elf Kapiteln führt der Systematiker der Evangelischen Hochschule Nürnberg einen fiktiven Dialog mit dem Evangelisten Markus, der das älteste Evangelium der Bibel verfasst hat. Frisch will herausfinden: «Wer war Jesus von Nazareth? Wer ist er für uns Heutige?»

Wenn man über ein wenig theologisches Vorwissen verfügt, liest

sich das Buch zunächst unterhaltsam. Markus zeige Jesus nicht als Menschen, sondern als «gottgleichen Helden», sein Evangelium sei «ein Stück Anderswelt». So lautet die These des Theologischen Referenten der Landessynode der Lutherischen Kirche in Bayern.

Mantra der Kirchenkritik

Frisch wird nicht müde, mit immer neuen Formulierungen die «auratische Ferne» Jesu zu betonen. Damit verbindet er seine Kirchenkritik, die

er auch ständig wiederholt: Die Kirche habe Jesus zu sehr vermenschlicht, ihn zum «Sozialarbeiter» gemacht. Ihr Ziel sei, «den Geist der Bibel in einen kraftlosen Humanismus einzudampfen». Diese Kritik hat der Autor schon 2017 im Buch «Was fehlt der evangelischen Kirche?» ausführlich dargestellt.

Jesus, wie er im Markusevangelium beschrieben wird, sieht Frisch gewissermassen als Gegengift zur angeblich «schwachen» Theologie und Kirche der heutigen Zeit. Wie Religionssoziologinnen und andere Theologen ist Frisch überzeugt, dass sich viele Leute nach «religiösen Erfahrungsmöglichkeiten» sehnen. Und «nach Persönlichkeiten, die die Dimension des Transzendenten glaubwürdig verkörpern».

Als eine solche Figur solle die Kirche Jesus verkünden, fordert der Theologe. Als bekennender Science-Fiction-Fan vergleicht er ihn

mit Helden aus dem Klassiker «Star Wars», einem Film, der ihn erklärtermassen «zu erheben vermag».

Der Beweis für den Glauben

Ralf Frisch gefällt sich in seinem Buch als Anti-Mainstream-Theologe. Spürbar wird: Er will provozieren, aufrütteln und zum Nachdenken anregen. Obwohl einige seiner Thesen bedenkenswert sind, mit der Zeit wird die kaskadenartige Rhetorik etwas ermüdend.

Was es für die persönliche Spiritualität konkret bedeuten könnte, Jesus als «strahlenden Helden» zu verstehen, deutet der Autor nur an. Er betont vielmehr den Rückzug sowie das Gebet und argumentiert dabei recht absolut: «Ob ein Mensch wirklich an Gott glaubt, erkennt man daran, ob er betet. Letztlich an nichts sonst.» Sabine Schüpbach

Ralf Frisch: Er. TVZ, 2020, 190 S., Fr. 25.–

Seit dem gewaltsamen Tod des Afroamerikaners George Floyd durch einen Polizisten ist auch hierzulande die Debatte über Rassismus und Kolonialismus neu entbrannt. Obwohl die Schweiz keine Kolonien besass, gibt es zahlreiche Verstrickungen zum Kolonialismus: Schweizer Händler, Handelshäuser und Finanzkreise haben vom Sklavenhandel profitiert.

Auch die Evangelische Missionsgesellschaft in Basel wird für ihre Handlungen kritisiert, etwa Komplize der Kolonialmächte gewesen zu sein. «Ja, die Basler Mission hat mit den Kolonialmächten kooperiert, sonst hätte sie gar nicht arbeiten können», gesteht Jochen Kirsch ein, Leiter von Mission 21, in der die Basler Mission aufgegangen ist. «Gleichzeitig aber waren viele Missionare für die Kolonialherren auch unbequeme Zeitgenossen.»

Für Kirsch ist die aktuelle Diskriminierungsdebatte kein Novum: «Unsere ambivalente Geschichte hat uns früh gelehrt, Menschen anderer Hautfarbe auf gleicher Augenhöhe zu begegnen.» Diese Haltung sei ein fester Bestandteil der Missionswerk-DNA geworden.

Unrecht wieder gutmachen

Die 1815 gegründete Basler Mission wurde 1827 in Westafrika tätig. Eine der Anweisungen an ihre Missionare lautete, das Unrecht, das den Menschen durch Sklavenhandel zugefügt wurde, gutzumachen.

Die Basler Leitung verurteilte die Sklaverei deutlich. Dennoch besaßen 23 Missionare 242 Haussklaven. Ein Streit entflammte zwischen jenen, die ein sofortiges, umfassendes Sklavenverbot forderten, und jenen, die für eine Übergangslösung plädierten, um örtlichen Gepflogenheiten gerecht zu werden. 1862 beschloss die Basler Mission, dass alle Sklaven innerhalb von zwei Jahren freizulassen und deren Besitzer zu entschädigen seien.

Das zwiespältige historische Erbe mit der Sklaverei und dem afrikanischen Kakaohandel hat Mission 21 aufgearbeitet. «Wir wollen unsere Fehler nicht verstecken, sondern sie offenlegen und daraus lernen», sagt Kirsch. Eine der wichtigsten Lehren sieht der Pfarrer in der Gleichbehandlung: Partnerkirchen sind auf ihren Wunsch hin selbstständig geworden und vertreten ihre Interessen in der Missions-synode. «Sie sind Teil des Wir-Verständnisses.» Kirsch stellt fest, dass Missionsarbeit primär im globalen



Bildung ist Mission: Im Friedensdorf Gurku in Nigeria finden heute Christen und Muslime Schutz vor der Terrormiliz Boko Haram.

Foto: Mission 21 / Jonathan Liechti

Sklaverei verurteilt und zugleich Sklaven gehalten

Geschichte Die Basler Mission verurteilte die Sklaverei früh. Dennoch hatten Missionare selbst Haussklaven. Das ambivalente Erbe rund um Kolonialismus und den Sklavenhandel hat Mission 21 aufgearbeitet. Als Konsequenz aus seinen Fehlern entliess das Werk Partnerkirchen in die Autonomie.

Norden kritisiert oder mit dem Kolonialismus assoziiert wird. Anders hat der Pfarrer dies in den Ländern erlebt, in denen Mission 21 aktiv ist. «Dort hat die Mission einen hohen Stellenwert.» Fehler würden nicht ignoriert, erhielten aber weniger Gewicht. «Sie wertschätzen unser über 200-jähriges Engagement.»

Fehlende Differenzierung

Mit ihrer Forschungs- und Bildungsarbeit versucht Mission 21, gegen jede Diskriminierung von Menschen

aufgrund ihrer Hautfarbe anzukämpfen. «Wir wollen nicht pauschalisieren, sondern den Menschen in unseren Partnerkirchen eine Stimme geben», sagt Claudia Buess, Programmverantwortliche für Bildungsveranstaltungen. Sie fordert mehr Differenziertheit in der aktuellen Debatte: «Wir müssen uns bewusst sein, mit welchen Begrifflichkeiten wir hantieren.»

Der gleichen Meinung ist Archivarin Andrea Rhyn. Die Historikerin arbeitet im Forschungsarchiv der

Basler Mission, das bei der Aufarbeitung der Geschichte des Missionswerks eine wichtige Rolle spielt.

Kritische Forschung

2012 hat das Archiv 30 000 historische Bilder ins Netz gestellt. «Mission 21 will so den Menschen in ihren Partnerländern ihre Geschichte zurückgeben», sagt Rhyn. Zudem forschen jährlich rund 100 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt in Basel. Oft seien Aufzeichnungen der Missionare die

einzigsten erhaltenen Dokumente jener Zeit. Religiöse Themen stünden bei der Aufarbeitung nicht so sehr im Zentrum des Interesses wie Fragen der Politik und Geschichte, Anthropologie und Linguistik.

«Wir wollen, dass kritisch geforscht wird», sagt Rhyn. Sie bedauert aber, dass seit den 1960er-Jahren nur das Negative an der Mission thematisiert wurde. «Je mehr geforscht wird, desto mehr kommt an die Oberfläche: Angenehmeres wie auch Unangenehmes.» Nicola Mohler

Mönen wie die Sengelnarren

Kirchenmusik Der Gemeindegang geht auf uralte Psalmen-Tradition zurück. Er erlebte in der Corona-Pandemie nicht den ersten Einschnitt.

«Singt dem Herrn ein neues Lied!» Die Aufforderung, Gott auf der Leier mit frohem Gesang, mit Trompeten und Hörnerschall, mit Jauchzen und beim Reigentanz, mit Trommeln zu preisen und zu loben, steht in mehreren Psalmen. Der Apostel Paulus ermunterte die Epheser: «Lasst in eurer Mitte Psalmen ertönen, Hymnen und geistliche Lieder, singt und musiziert dem Herrn aus vollem Herzen» (Eph 5,19).

«Die Tradition des Kirchenlieds gehört zum Glauben», hält Thomas Muggli fest, Pfarrer in Bubikon ZH und ab September Koordinator der Schweizer Liturgie- und Gesang-

buchkonferenz (LGBK). Umso einschneidender, dass als Folge der Corona-Krise auch auf den plötzlich als infektiös verrufenen Gemeindegang verzichtet werden musste.

Ein Symbol des Prunks

Die reformierten Kirchen in der Deutschschweiz erlebten in der Kirchengeschichte allerdings früh eine gesangslose Zeit. Während sich in der Reformation unter Johannes Calvin und Martin Luther aus den katholischen Choral-, Mess-, Vesper- und Kantaten-Kompositionen eigenständige reformierte Musiktraditionen entwickelten, verbann-

te der auf das Wort fixierte Reformator Huldrych Zwingli die Musik aus den Kirchen seines Einflussbereichs. Obschon der humanistisch gebildete Zwingli selber zahlreiche Instrumente spielte und eigene Kompositionen hinterliess.

«Die Orgel war für Zwingli ein Sinnbild des Prunks», sagt Thomas Muggli. Am Gemeindegang habe den Reformator jedoch vor allem die schlechte Qualität gestört, «die er fast als Gotteslästerung empfand». So spottete 1523 der Toggenburger in einer Auslegung: Die «Sengelnarren», die Nonnen also, würden

«Die Kirche lebt generell eine Erinnerungskultur.»

Thomas Muggli
Pfarrer und Koordinator LGBK



Singen gehört dazu.

Foto: epd

«nit einen Vers der Psalmen» verstehen, die «sy mönend».

Wenige Jahrzehnte später kehrte der Gesang in die zwinglianischen Kirchen zurück. Und im Barock des 17. und 18. Jahrhunderts erlebte die

Kirchenmusik europaweit eine Blütezeit. «Singen ist bis heute ein wichtiger Teil der Liturgie geblieben, die Hauptform der Gemeindebeteiligung», sagt Muggli. Der Pfarrer sang bei Onlinegottesdiensten selber vor und forderte die Menschen zu Hause an den Bildschirmen auf, miteinzustimmen.

Klassisch und modern

Jochen Kaiser, Leiter des Bereichs Musik und Gemeindeaufbau bei der Zürcher Landeskirche, riet trotz der Lockerung vom lauten Gemeindegang in der Kirche ab, empfahl aber, «vielleicht zu summen». Sozusagen zu mönen wie die Sengelnarren zu Zwinglis Zeiten.

Der Gemeindegang wird bleiben. «Die Kirche lebt eine Erinnerungskultur», sagt Muggli. In Zukunft sieht er als «Miteinander und Ineinander» traditioneller Lieder und populärer Musikformen. Eine Herausforderung werde «die Qualitätssicherung bei den Texten der populären Musik sein». Thomas Illi

Er lässt die Glut für sich arbeiten

Kunst In einem Wald hinter dem Flughafen Zürich gestaltet Andreas Biank aus Holzstämmen Skulpturen, die er bald in der Flughafenkirche ausstellt. Er möchte Menschen ermutigen, dunkle Zeiten als Chance zur Erneuerung zu sehen.



Andreas Biank facht das Feuer mit einem Blasebalg an.

Foto: Markus Forte



Mit diversen Werkzeugen bearbeitet Biank das Holz. Harz verwendet er auf den fertigen Skulpturen.

Fotos: Markus Forte

Andreas Biank nimmt einen Blasebalg und bläst Luft auf einen Holzstamm, dessen Oberseite breitflächig glüht. «Ich fache das Feuer an, um an dieser Stelle eine Vertiefung für meine Skulptur zu schaffen», erklärt er. Flammen züngeln, Rauch qualmt. Biank schaut prüfend und ist zufrieden. Das Feuer, das er vor einigen Stunden auf dem Stamm angezündet hat, frisst sich in die gewünschte Richtung.

Es ist früher Abend. Im Rauch zeichnen sich die Sonnenstrahlen ab, die in das Wäldchen direkt hinter dem Rollfeld des Flughafens fallen. Stille herrscht, denn in der Corona-Krise starten nur noch wenige Flugzeuge. Seit letztem März ist der Wald Bianks Freiluft-Atelier. Er bearbeitet Holzstämmen, aus denen in mehreren Arbeitsschritten Skulpturen entstehen. Erste Objekte und Fotografien seiner Feuer zeigt er bald in der Flughafenkirche.

Brennen und schleifen

Auf dem Waldboden liegen mächtige Stämme und Baumstrünke, an denen der Künstler parallel arbeitet. Einige haben ihm die Förster gebracht, andere hat er selbst gefunden. Während der eine Stamm glüht, raspelt Biank bei einem anderen, in den das Feuer schon ein tiefes Loch gebrannt hat, das verkohlte weg. «Ich hole Formen und Farbverläufe hervor.» Fünf Kisten mit Werkzeugen stehen bereit.

Die letzten Schleifarbeiten finden jeweils in Bianks Atelier in Küsnacht statt. Die fertigen Skulpturen sind archaisch anmutende, rund ein Meter hohe Objekte. Ein bisschen wirken sie wie verkohlte Überreste eines abgebrannten Hauses. Die am-

bivalente Kraft des Feuers, das zerstören kann, aber auch Licht und Wärme spendet, fasziniert Biank. «Meine Skulpturen stellen beide Aspekte dar: Sie haben verkohlte und helle Stellen und zeigen sowohl Dunkelheit als auch Licht.»

Licht und Dunkelheit

Das Dunkle und das Helle beschäftigen den Künstler auch im übertragenen Sinn. Er ist überzeugt: «So

«Das Dunkle ist wie ein Brunnen. Man kann Gold darin finden.»

Andreas Biank
Künstler

wie ich aus dem verkohlten Holz das Helle herausarbeite, so sind wir Menschen eingeladen, in dunklen Zeiten unseres Lebens immer wieder das Licht zu suchen.»

Diese Botschaft ist dem Künstler ganz wichtig. Er hat sein Schleifwerkzeug abgestellt und stützt sich auf einen Baumstamm ab. «Schwierige Lebensphasen bieten die Möglichkeit zu persönlicher Erneuerung», sagt er mit festem Blick.

Das habe er selbst erlebt, erzählt Biank. Vor sieben Jahren landete er in einem Burnout. Lange Jahre als Behindertenbetreuer in einer sozialtherapeutischen Bildungs- und Arbeitsstätte hatten ihn ausgelugt.

Biank spricht davon, wie der Wald für ihn zum Rückzugsort wurde. Hier besann er sich auf seine beruflichen Wurzeln. Denn einst hat der gebürtige Deutsche eine künstlerische Ausbildung absolviert.

Eine Erinnerung an die Lebenskrise steckt Biank bis heute in den Knochen. «Anfangs fühlte ich mich extrem schlecht, weil ich nichts mehr leisten konnte. Alle, die das auch erleben, möchte ich ermutigen: Haltet das aus! Das Dunkle einer Krise kann wie ein Brunnen sein, in dem man Gold finden kann.»

Warten und wachen

Aus Bianks Tief erwuchs die Idee zu seiner heutigen Kunst. Vier Tage in der Woche arbeitet der Künstler im Wald beim Flughafen. Noch bis im März 2021 dauert sein Kunstprojekt «aus Feuerkraft».

Am liebsten ist Andreas Biank in der Nacht tätig. Ein behelfsmässiger Unterschlupf aus Plastikplanen ist sein Bett. Hier legt er sich nur für Momente hin. Immer wieder steht er auf, um die Glut zu überwachen. Auch heute Nacht wird er sich in seinem Biwak jeweils kurz regenerieren, während die Glut im Dunklen glimmt und an seiner Kunst weiterarbeitet. Sabine Schüpbach

Vernissage: 3. September, 17 Uhr, Flughafen.
www.flughafenkirche.ch

Im Video zeigt Andreas Biank in seinem Freiluft-Atelier, wie aus Glut und Feuer seine Skulpturen entstehen.

reformiert.info/feuerkunst

Religiöse Gemeinschaften wegen Corona in Finanznot

Pandemie Während des Lockdowns wurde weniger gespendet. Das macht den nicht anerkannten Religionsgemeinschaften schwer zu schaffen.

Der Lockdown und die weiterhin wegen des Coronavirus bestehenden Einschränkungen haben Religionsgemeinschaften im Kanton Zürich in finanzielle Nöte gebracht. «Viele der Religionsgemeinschaften sind in einer notorisch prekären Lage», sagt Mirjam Läubli, Geschäftsführerin des Zürcher Forums der Religionen. Jetzt wirke die Pandemie «wie ein Brennglas und macht diese Schwierigkeiten sichtbar».

Insbesondere die vom Staat nicht anerkannten Gemeinschaften haben stark zu kämpfen, denn sie sind ausschliesslich auf Mitgliederbeiträge oder Spenden angewiesen. Bei den Muslimen fiel der Fastenmonat Ramadan zudem mitten in den Lockdown. «Ramadan ist für Spenden der wichtigste Monat, etwa die Hälfte der jährlichen Spenden werden

in dieser Zeit bei Besuchen der Moscheen generiert», sagt Muris Begovic von der Vereinigung der Islamischen Organisationen im Kanton Zürich (Vioz). Weil die Moscheen geschlossen waren, hätten einige Vereine Finanzlöcher von mehreren zehntausend Franken.

Auch die orthodoxen Christen spüren deutliche Rückgänge. Die diesjährigen Einnahmen dürften um bis zu 15 Prozent unter Vorjahr liegen, sagt Daniel Schärer von der Russisch-orthodoxen Gemeinde.

Kein Abstand in der Kapelle

Besonders hart getroffen sind die Äthiopisch-Orthodoxen. «Die Corona-Pandemie ist finanziell eine Katastrophe», sagt der Vertreter der Gemeinde, Mistre Haile Selassie. Er hat nun die Mitgliederbeiträge er-

höht, um das Loch etwas zu stopfen. «Lange können wir uns so aber nicht halten.» Viele Mitglieder hätten niedrige Einkommen, seien bereits auf Kurzarbeit oder befürchteten, ihre Arbeit zu verlieren. Hinzu kommt: Die bisher genutzte Kapelle ist zu klein zum Abstandhalten. Ein grosser Saal kostet mehr Geld, ist aber die einzige Möglichkeit, um mehr Spenden zu generieren.

Ausfälle infolge von Schliessungen während des Lockdowns verzeichneten auch die hinduistischen Tempel, bestätigt Satish Joshi vom Dachverband für Hinduismus in der Schweiz. Bereits vor der Pandemie hatten einzelne Tempel Schwierigkeiten, der Tempel in Dürnten stand im Februar vor dem Aus.

Die Ausgaben der Gemeinschaften bestehen in der Regel aus Mie-

ten und Personalkosten. Viele haben einen Prediger, mancherorts Diakone oder Verwaltungsangestellte. Vereinzelt konnten für sie Kurzarbeitsanträge gestellt werden.

In ihrer Not haben sich einzelne Gemeinschaften an den Kanton gewandt. Dort seien Hilfsgesuche eingetroffen, bestätigt die Direktion der Justiz und des Innern gegenüber «reformiert». Doch der Kanton sieht sich nur bedingt in der Pflicht. Der Regierungsrat hat jüngst den Beschluss gefasst, dass gemeinnützige Vereinigungen mit dem Zürcher

«Die Corona-Pandemie ist finanziell eine Katastrophe. Lange können wir uns so nicht mehr halten.»

Mistre Haile Selassie
Äthiopisch-orthodoxe Gemeinde

Lotteriefonds unterstützt werden können. Dies gilt auch für religiös tätige Vereine.

Allerdings mit einer gewichtigen Einschränkung: Die Gemeinschaften müssen mindestens regional tätig sein. Hilfen für lokale Vereine liegen in der Verantwortung der Gemeinden. Die Abgrenzung zwischen regional und lokal dürfte zur Herausforderung werden.

Hilfe der Kirchen möglich

In Absprache mit den Behörden wäre die reformierte Landeskirche bereit, Abklärungen über Finanzhilfen zu treffen. Dafür brauche es aber Angaben zu Bedarf sowie Vergabekriterien, sagt Sprecher Nicolas Mori. Voraussetzung sei zudem ein gemeinsames Vorgehen mit der katholischen Kirche. Deren Synodalratspräsidentin Franziska Driessen-Reding erklärt, sie sei gerne bereit, Hilfsgesuche zu prüfen.

Hoffnung setzen viele Betroffene auf Herbst und Winter. Dann wird das Parlament über einen teilweisen Mietzinserslass für Geschäftsmieten während des Lockdowns entscheiden. Für die Gemeinschaften wäre das eine Entlastung. Cornelia Krause

DOSSIER: Die Kirchenfernen

Leitartikel



Foto: Istock

Wer dabei ist, ist dabei – und basta?

Mitglieder, die sich als kirchenfern bezeichnen, haben Wertschätzung statt Vorhaltungen verdient. Denn die Reformierten sind auf ihre Passivmitglieder angewiesen. Und im Dialog mit ihnen lernt die Kirche viel über sich selbst.

Kirchenferne Mitglieder gibt es in der reformierten Kirche eigentlich nicht. Da ist kein erlauchter Zirkel, der die Distanz der Mitglieder zum Zentrum misst. Wer dazugehört, gehört dazu. Punkt. Reformierte Christen definieren die Distanz zu Glaubenssätzen, zur Institution Kirche, zur Gottesdienst feiernden Gemeinde selbst. Deshalb ist Vorsicht geboten, wenn jemand anderen Leuten das Etikett «kirchenfern» oder «distanziert» anhängen will. Hier die lebendige, gläubige Kerngemeinde, dort die träge, säkularisierte Masse der Steuerklärungschristen? Die Gegenüberstellung trieft nicht nur vor Selbstgerechtigkeit, sie zeugt auch von einem seltsamen Kirchenverständnis. Natürlich erschöpft sich Kirche nicht in der Institution, die von den Steuern ihrer Mitglieder lebt. Ist sie keine Gemeinschaft von Menschen mehr, die sich vom Evangelium bewegen lassen, ist die Kirche tot. Aber den Glauben leben kann auch,

wer nicht am Gottesdienst teilnimmt. Der Kirche zugehörig fühlen darf sich auch, wer den Glauben verloren hat. Die Liebe zur geistlichen Musik, die Freude an der Gemeinschaft, Respekt vor diakonischen Leistungen, freiwilliges Engagement, Traditionsbewusstsein oder die Ahnung, dass es einfach gut ist, dass es sie gibt, diese Landeskirche: Es gibt zahlreiche Gründe, Mitglied der Kirche zu sein.

Einfach einmal zuhören
Der Begriff «kirchenfern» mag unscharf und missverständlich sein. Mit Menschen das Gespräch zu suchen, die sich von dieser Bezeichnung gemeint fühlen, ist für die Kirche dennoch unabdingbar. Dabei geht es nicht darum, sie zu vergemeinschaften, sondern sie erzählen zu lassen, so wie es das Dossier von «reformiert.» möchte. Kirchenfernen zuzuhören, kann ermutigen. Wenn sich zeigt, dass Leute mit ihren Steuern Angebote finanzieren, die sie selbst kaum

je in Anspruch nehmen. Menschen, die mit Religion nicht viel anfangen können, aber überzeugt sind, dass Staat und Gesellschaft auf eine starke Kirche angewiesen sind, die für Schwache einsteht und den Dialog mit anderen Religionen sucht. Diese Mitglieder, die sich vielleicht nicht einmal als Christen bezeichnen würden, haben keine Vorhaltungen verdient, sondern Dankbarkeit für ihr solidarisches Mittragen und Wertschätzung für ihre Treue.

Kirchenfernen zuzuhören, kann ganz schön schmerzen. Manche Mitglieder fühlen sich von der reformierten Kirche nicht vertreten, nehmen sie als zeitgeistig und verpolitisiert wahr oder als konservativ und altbacken. Ihnen gilt es glaubwürdig zu vermitteln, dass die reformierte Vielfalt keine leere Floskel ist, die Reformierten gemeinsam um die Auslegung der biblischen Botschaft ringen und sich zugleich einbringen wollen in die politische und gesellschaft-

liche Diskussion. Damit muss das Versprechen verbunden sein, dass die Debatte offen und versöhnlich, nicht gehässig geführt wird. Andere Menschen wiederum haben oder wurden abgehängt. Sie verstehen schlicht nicht mehr, wovon in der Kirche die Rede ist. Mag sein, ihre Wahrnehmung sei von Vorurteilen geprägt, religiösem Halbwissen oder Medienberichten. Der Frage, wie solche Bilder entstehen, sollte sich die Kirche stellen. Die Kirche braucht regelmässig Distanz zu sich selbst.

Distanzen überwinden
Immer wieder versuchen, die Distanz zu überwinden, müssen die Verantwortlichen in der Kirche trotzdem. Die Kirche kann nicht mit ihren Angeboten auf die Menschen warten. Sie muss sich auf sie zubewegen mit offenen Ohren für deren Bedürfnisse. Das Kirchenmitglied, das religiös sozialisiert wurde und dann mehr oder weniger aktiv dabei bleibt, ist ein Auslauf-

modell. Religiöse Biografien sind keine Selbstverständlichkeit mehr. Da die Gesellschaft diverser geworden ist, gilt es Angebot und Sprache zu diversifizieren. Mit Beliebigkeit oder dem oft verächtlich gemeinten Begriff der Dienstleistungskirche hat diese Offenheit nichts zu tun. Vielmehr besinnt sich die Kirche auf ihr Zentrum: Christus. Jesus hat sich nicht allzu oft in geschlossenen Räumen aufgehalten. Er war unterwegs, hat den Menschen von Gott erzählt, sie ermahnt und ihnen vor allem zugehört, sie angenommen, wie sie waren. Der Dienst am Menschen im Licht des Evangeliums, der keine Gegenleistung verlangt, bleibt die Mission der Kirche.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich



Jürg Spori, 73, pensionierter Bild- und Textreporter.

Foto: Manuel Zingg

«Jetzt darf die Kirche ein wenig von mir profitieren»

Bei Jürg Spori findet Kirche eigentlich nur auf der Steuererklärung statt. Wenn er nach dem Ausfüllen des Formulars sieht, was er alljährlich seiner reformierten Landeskirche schuldet, wird der Berner daran erinnert, dass er Mitglied ist. Ansonsten noch an Hochzeiten, Tausen und Beerdigungen.

Immerhin: Dass Spori die Kirche nicht gleich ganz aus seinem Leben gestrichen hat, ist ein bewusster Ent-

scheid. «Ich war schon dreimal nahe daran, meinen Austritt zu geben, um Geld zu sparen», sagt er. Jedem habe er es aber bleiben lassen. «Ich habe mir gesagt: Jürg, du hast in einer wichtigen Phase deines Lebens von der Kirche profitiert, jetzt darf die Kirche auch ein wenig von dir profitieren.»

Bewirtet und bemuttert

Jürg Spori ist in Thierachern aufgewachsen, einer ländlichen Gemeinde in der Nähe von Thun. Die Kirche war fester Teil des Dorflebens, der Pfarrer eine allseits respektierte Persönlichkeit. «Dann kam ich 1963 als Schriftsetzer-Lehrling vom reformierten Dorf Idyl in die Berner Matte zu einem katholisch geprägten Betrieb», berichtet Spori.

Nach der Arbeit musste er immer noch den Boden scheuern, während

die katholischen Lehrlinge bereits den Feierabend genossen. «Sieht so kirchliche Gerechtigkeit aus?», fragte sich der junge Mann.

Er wäre an Kirche und Christentum fast irre geworden, wenn er nicht in der Berchtoldstube, einer Volksküche der Reformierten, für wenig Geld immer aufs Beste bewirtet und bemuttert worden wäre.

Dafür revançiert sich Jürg Spori, der in Bern während Jahrzehnten als Zeitungsreporter gearbeitet hat, weiterhin mit seiner Mitgliedschaft. Sichtbarer werden sollte die Kirche vor allem, findet der Rentner. Sich einmischen und stören, Lobbyieren – am besten professionell und auch im Bundeshaus. «So würde sie wieder zu einer gesellschaftlichen Akteurin.» Wie die Offene Kirche in Bern: «Die machen ihre Sache sehr gut.» Hans Herrmann



Mandy Gnägi, 50, Coach und Organisationsberaterin.

Foto: Niklaus Spoerri

«Biblische Metaphern interessieren mich»

Mit dem Etikett «kirchenfern» hat Mandy Gnägi kein Problem. «Ich gehe nicht in den Gottesdienst und habe mit der Kirche als Institution kaum zu tun, insofern passt das.»

Dass die Organisationsberaterin dennoch Mitglied der reformierten Kirche geblieben ist, hat viele Gründe. Zum Beispiel schöne Erinnerungen an das Aufwachsen in einer kleinen Stadt, wo die Kirche selbstverständlicher Teil des Lebens war

und alle Jugendlichen in den Konfirmationsunterricht gingen. Nach der Konfirmation besuchte sie noch oft den Sonntagsgottesdienst. «Die vertrauten Gesichter zu sehen, eine Stunde auf dem immer gleichen Bänklein zu sitzen – das hat mir gut getan damals.»

Die Entfremdung wuchs mit dem Erwachsenwerden. Gnägi studierte Philosophie und Kunstgeschichte, fand die Einladung zur Auseinandersetzung mit dem Glauben im Gottesdienst «zu monologisch».

Stets zurückkommen dürfen

Auf die Gretchenfrage, ob sie gläubig sei, hätte Gnägi gerne «eine schöne Antwort» bereit. Aber glauben im herkömmlichen Sinn, das tut sie nicht. «Ich würde es eher Urvertrauen nennen, ein tief verankertes Bedürfnis nach Sinn und Bedeutung

des Menschseins.» Darum interessieren sie die Metaphern der Bibel und ihre Relevanz für die heutige Zeit durchaus. Sowie sie wünscht sie sich die Kirchen präsenter im gesellschaftlichen Diskurs. «Ich würde gerne häufiger hören, was Geistliche denken und fühlen, wenn sie auf aktuelle Themen oder auch Krisen schauen.»

Dass sie weiterhin Kirchensteuer zahlt, hat auch mit dem diakonischen Einsatz der Kirchen etwa für Flüchtlinge und Arme zu tun. Und mit der «grossartigen städtebaulichen Bedeutung der Kirchen».

Und: «Vielleicht hänge ich auch an der Zusage, als verlorene Schäfchen jederzeit zurückkommen zu können», sagt Gnägi. Christa Amstutz



Yves Polin, 70, pensionierter Kaufmann und Synodaler.

Foto: Niklaus Spoerri

«Die Kirche spuckt in den Teller, aus dem sie isst»

Die Kirche sollte wieder im Dorf sein, wie damals, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, «als der Pfarrer noch eine geachtete, bedeutende Autorität im Dorfleben» war.

Das wäre der Wunsch des pensionierten Kaufmanns und ehemaligen Bankers Yves Polin aus Dottikon AG. Er ist FDP-Mitglied – «auf dem Papier», wie er betont – und war bis vor Kurzem Friedensrichter im

Kreis Wohlen. Heute nimmt er die Pfarrerinnen und Pfarrer als «Spiritualmanager» wahr, als «mainstreamige Lebensabschnitts-Zeremonienmeister», die zu wenig im echten Leben der Menschen präsent seien.

Zu links und zu politisch

Religiös sozialisiert in der Eglise française de Zurich und bei Ferienaufenthalten im Schloss Eugensberg in Salenstein, damals noch ein Erholungsheim der Ländli-Diakonissen, hat der Sohn eines Calvinisten und einer Zwinglienerin heute vor allem Mühe mit der «links und feministisch politisierten und politisierenden Landeskirche».

Wer nicht in die «Gender-Leier» einstimme, gelte als ewiggestrig, als frauenfeindlich, kritisiert Polin. Dabei gäbe es für ihn durchaus politi-

sche Felder, wo sich die Kirche einmischen sollte: Samenspende oder Leihmutterchaft. Aber hier drücke man sich vor Antworten. «Die Kirche wird ja nicht von SP-Leuten getragen, die sind schon lange weg», sagt Yves Polin. Das dringende benötigte Geld komme von Gewerblern, von Bürgerlichen. «Die erleben immer wieder, dass ihre Kirche in den Teller spuckt, aus dem sie isst.»

Während viele andere Unzufriedene austreten, ist Yves Polin auch nach 40 Jahren Kampf und Kritik Kirchenmitglied geblieben. Er liess sich sogar, als «Unbequemer», in die Aargauer Synode wählen. «Da kann ich mitbestimmen und versuchen, etwas zu verändern.» Ein Übertritt in eine Freikirche ist für Yves Polin, den bekennenden Freimaurer, ohnehin keine Alternative. Thomas Illi



Esther Girsberger, 59, Publizistin und SRF-Ombudsfrau.

Foto: Niklaus Spoerri

«Es geht für mich um Kultur, nicht um Religion»

Kultur und Religion drapieren sich im Wohnzimmer von Esther Girsberger zu einem Stillleben. Auf dem ausladenden Flügel liegt eine jüdische Bibel – eine antiquarische Perle, illustriert von Gustav Doré.

Das Bild fasst zusammen, wie die Publizistin mit einem Faible für Musik die Gretchenfrage beantwortet: Sie ist eine Kulturprotestantin mit jüdischem Hintergrund. Ihr Urgrossvater war Rabbiner der Isra-

elitischen Cultusgemeinde Zürich. Aber ihre Mutter verliebte sich in einen Goy, in einen Christen.

Das jüdisch-christliche Elternhaus sei nicht religiös gewesen, erzählt Esther Girsberger: «Aber man liess seine Kinder konfirmieren beim Pfarrer Walter Hess im St. Peter – das gehörte zum guten Ton.»

Die jüdische Identität

Zwei Jahre später führte eine Reise nach Israel zu einem religionsbiografischen Aha-Erlebnis. Da habe sie erstmals realisiert: «I'm Jewish.»

Kirchenfern hatte sie längst der reformierten Kirche den Rücken gekehrt. Aber als der befreundete Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist dem Paar damals riet, den allfälligen Kindern zuliebe der Kirche wieder beizutreten, willigten Esther Girsberger und ihr katholi-

scher Mann ein. «Natürlich kann man mir Opportunismus vorwerfen», sagt die ehemalige Chefredaktorin der Zeitung «Tages-Anzeiger» und heutige Ombudsfrau von SRF. Aber Religion ist der kulturbefehlenden Geigerin wichtig und das Etikett Kulturprotestantismus oder Kulturjudaismus hat bei ihr durchaus einen positiven Klang: «Meine Auseinandersetzung mit dem Judentum und Christentum ist getragen von einer kulturellen Frage und nicht von der Religion.»

Deshalb freut sich Esther Girsberger, dass ihr 17-jähriger Sohn immer mehr fasziniert ist von den interpretatorischen Facetten des Alten und Neuen Testaments. Für sie ist die kulturelle Verzauberung der Welt durch das Judentum und Christentum genug Kitt, um loyal zur Kirche zu stehen. Delf Bucher



Jeannette Bürki, 71, Supervisorin und Pflegefachfrau.

Foto: Manuel Zingg

«In der Krise zeigte die Kirche, was sie kann»

Eines war ihr die Kirche noch nie: gleichgültig. Als Kind liebte Jeannette Bürki die kirchlichen Feste, die sie zusammen mit ihren Eltern in einer Freikirche feierte.

Doch früh empfand sie diese Glaubenswelt als eng. Und sie sehnte sich nach sakralen Bauten. «Kirchen faszinieren mich seit jeher», sagt die heute 71-jährige. «Auch als ich als junge Frau sehr auf Distanz war zur Religion, setzte ich mich

immer wieder in Kirchen und fand es wohlthuend, dort zu sein.» Dabei interessiert sie sich nicht nur für Architektur. «Diese Räume vermitteln etwas Besonderes, weil sie speziell für Gottesdienste vorgesehen sind und dafür gestaltet wurden.»

Seit einiger Zeit geht Jeannette Bürki regelmässig zur Vesper im Berner Münster und sucht sich dabei die Pfarrpersonen gezielt aus. «Zu oft schon wurde ich als Gottesdienstbesucherin mit salbungsvollem Blabla abgespiesen», meint sie.

Nahrung für den Glauben

Pfarrerinnen und Pfarrern sei oft nicht bewusst, welch grosse Verantwortung sie hätten. «Für mich steht die Verkündigung im Mittelpunkt, nicht die Diakonie und nicht das Kirchenkaffee.» Die Auslegung der Bibel sei für sie Nahrung für den

Glauben. Dagegen hält sie nichts von politischen Statements in Predigten. «Natürlich soll die Kirche Stellung beziehen, aber nicht bloss um progressiv zu wirken.»

Bei Themen etwa wie Ehe für alle oder Leihmutterchaft mache sie es sich zu einfach. «Wer sich vor allem am Zeitgeist, am Mainstream orientiert, um liberal zu wirken, erkennt die Wichtigkeit solcher Entscheidungen. Bis in viele Generationen werden uns die Folgen davon beschäftigen», sagt Bürki.

Die Kirche habe die Möglichkeit und die Pflicht, differenzierte, eigenständige Positionen zu vertreten. «Das würde ihr auch mehr Kontur und Glaubwürdigkeit geben.» So wie es ihr während der Corona-Krise gelungen sei. «Da hat die Kirche gezeigt, was sie kann: da sein für alle.» Katharina Kilchenmann



Christian Walther, 47, Journalist und Filmemacher.

Foto: Manuel Zingg

«Mehr Nähe zur Kirche brauche ich nicht»

An die Zeilen «Im Bett tuen i bäte und schlafe de i. Dr lieb Gott im Himmel wird ob bi mir sil» erinnert sich Christian Walther bis heute.

Das Schlaflied «Ig ghöre äs Glöggli», die kirchliche Unterweisung und die vom Pfarrer visierten Gottesdienstbesuche gehörten noch zu seiner Kinder- und Jugendzeit. Walther sagt dennoch, dass er kirchenfern aufwuchs. Die Nähe zur Kirche hat er nie gesucht. Doch die

Frage, ob er austreten sollte, stellte er sich trotzdem nicht.

Der Journalist bezeichnet sich als kulturreligiös. Die Religion präge die gesellschaftlichen Regeln, Normen und Werte. «Ich bin froh, keiner anderen als der reformierten Tradition anzugehören.»

Die Stimme der Schwachen

Während früher die Kirche eine wichtigere Rolle im Alltag der Menschen spielte, beobachtet Walther heute eine strukturelle Beliebigkeit. «Kirchliche Rituale geben den Menschen Struktur und Halt. Heute ist davon kaum noch etwas zu sehen.»

Trotzdem soll es die Kirche auch weiterhin geben, hält der Berner fest. Vor allem wegen ihres politischen und karitativen Engagements: «Meine Kirche soll jenen eine Stimme geben, die sonst in unserer Ge-

sellschaft untergehen.» Christian Walther findet nicht nur die Aktivitäten im interreligiösen Dialog und die offenen Kirchen unterstützenswert, sondern auch kirchliche Hilfswerke wie Heks und Brot für alle.

An einen Gott glaubt Walther nicht. Dafür sei er zu rational. «Religionen sind von Menschen gemacht, um das Unerklärliche zu erklären.» So seien Religionen immer wieder instrumentalisiert worden, im Guten wie im Schlechten.

Gottesdienste besucht Walther nicht, verbringt aber viel Zeit in leeren Kirchen. Er schätzt dort die Ruhe und die Architektur. Dass Menschen in der Kirche Gemeinschaft suchen und finden, kann er nachvollziehen. Selber aber verspürt er dazu kein Bedürfnis. «Als Einzelgänger brauche ich nicht mehr Nähe zur Kirche.» Nicola Mohler



Pina Scheidegger, 20, Teilzeitarbeitende in der Sozialen Arbeit.

Foto: Manuel Zingg

«Sonst habe ich keinen Grund mehr, dabei zu sein»

Getauft, konfirmiert, abgehängt: Pina Scheidegger geht seit der Konfirmation vor vier Jahren nicht mehr in die Kirche. Höchstens einmal an Weihnachten in den Mitternachtsgottesdienst. Das gemeinsame Singen im Licht der Kerzen sei schon schön. «Aber normalerweise sind die Feiern dort extrem nüchtern.»

Für die Zwanzigjährige existiert die Kirche kaum noch. «Ich kenne

niemanden in meinem Alter, der da hingeht.» Und überhaupt: «Weder von meinem Outfit» noch von ihrer Lebenseinstellung her passe sie zu dieser Institution. Zu bieder sei die Kirche und zu konservativ, etwa was die Gleichberechtigung von Frauen und Männern angehe. «Ich habe den Eindruck, dass viele Reformierte – und erst recht Katholiken – immer noch recht traditionell denken und leben.»

Vom Pfarrer beeindruckt

Seit der Zeit des kirchlichen Unterrichts distanziert sich Pina Scheidegger immer mehr, obwohl sie den Pfarrer damals sehr gut erlebt hat. «Er war ein spannender Typ, eine Art Philosoph, der viel zu erzählen wusste. Nicht nur über die Bibel und den Glauben, auch über allge-

meine Lebensfragen. Das war toll.» Beim Beten allerdings habe sie nicht mitgemacht. «Das war mir irgendwie zu fromm. Und ich finde, jeder muss sowas frei entscheiden können und sollte dafür weder beurteilt noch verurteilt werden.»

Dass der unterrichtende Pfarrer sich auch politisch engagierte, hat sie allerdings beeindruckt. «Leute wie er machen sicher gute Sachen, setzen sich ein für Flüchtlinge und Obdachlose, trotzdem ist Kirche für mich nicht attraktiv.»

«Eingeschränkt und unfrei» würde sich Pina Scheidegger fühlen in einer christlichen Gruppe. «Ich behaupte nicht, die Kirche sei überflüssig, aber sie sollte sich mehr ins 21. Jahrhundert hineinentwickeln, sonst habe ich keinen Grund, dabei zu bleiben.» Katharina Kilchenmann

Konventionen als gegen das Religiöse an sich), Verfasser eines kritischen Leserbriefs im Zürcher «Kirchenboten», in dem er die Art der Gottesdienste sowie die «konservative Haltung der Kirche» kritisierte und der teils empörte Zuschriften zur Folge hatte, Sonntagsschullehrer in Küsnacht, Kommunist, der Kirchenaustrittsformulare in die Briefkästen verteilte, Aktivist der «Bewegung» 1980 in Zürich, «Tageschau»-Reporter, politischer Konvertit, Gerichtskolumnist, Esoteriker, Anthroposoph und schliesslich Pionier der «freien Trauung».

Niemanden ausschliessen

Mittlerweile hat Nicolas Lindt, der als Schriftsteller und Ritualgestalter mit seiner Familie in Wald lebt, seinen Weg gefunden, in eine «eigene, selbst empfundene spirituelle

Welt», eine «Welt hinter der Welt», in der es vor allem «um die Liebe geht, die niemanden ausschliesst». Gerne hält er seine Rituale auch in Kirchen ab, wenn er darf. Denn Nicolas Lindt liebt «Kirchen als Orte, als Kulturgut, das allen gehört».

Gelegentlich besucht Lindt eine Kirche. Er zündet eine Kerze an und schätzt die meditative Stille im Kirchenraum, den er von der Institution völlig trennt. Das Wort «Gott» kommt in seinen Ritualen nicht vor, auch kein Unservator, weil er niemanden ausschliessen will.

Dennoch gab es immer wieder Berührungspunkte. Oft waren es Urnenbeisetzungen von Lindts verstorbener Mutter gestaltete ein reformierter Theologe: Andrea Marco Bianca, Zürcher Kirchenrat und Pfarrer in Küsnacht. Thomas Illi



Nicolas Lindt, 66, Schriftsteller und Ritualbegleiter.

Foto: Niklaus Spoerri

«Ich habe meine eigene spirituelle Welt»

Gäste empfängt der entfernte Nachbar der Chocolatiers Rodolphe Lindt gerne in der ehemaligen Fabrik «Bleiche» in Wald. Die Biografie, die er ausbreitet, ist eine Geschichte des Wandels, der Suche nach geistiger und spiritueller Heimat.

Nicolas Lindt war unter anderem: Sonntagsschüler («ja, damals mit dem nickenden Mohr»), Konfirmand (als Einziger ohne Krawatte, mehr ein Akt der Rebellion gegen

«Vielleicht ist es wie mit den Videotheken»



Dem Traditionsabbruch mutig begegnen: Thomas Schaufelberger über die Zukunft der Kirche.

Foto: Niklaus Spoerri

Kirchenfern = glaubensfern. Geht diese Gleichung Ihrer Meinung nach auf?

Thomas Schaufelberger: Überhaupt nicht. Einen Glaubensverlust hat es nicht gegeben. Das zeigen Umfragen zur Spiritualität in vielen westlichen Ländern. Es ist vielleicht so wie mit den Videotheken: Sie verschwanden in den neunziger Jahren, aber die Leute haben trotzdem nicht aufgehört, Filme zu schauen. Sie machen es nur anders.

Nur fehlt im spirituellen Kopfkino der Kirchenfernen Jesus als Hauptdarsteller. Hat die Kirche versagt? Nein, die Kirche muss nicht alles auf sich nehmen. Das hat viel mit unserer Gesellschaft und dem, was

Thomas Schaufelberger, 51

In der Zürcher Landeskirche ist Thomas Schaufelberger als Leiter der Abteilung Kirchenentwicklung für Zukunftsvisionen zuständig. Nach einer KV-Lehre studierte er in Bern, Atlanta und Zürich Theologie und war zehn Jahre lang Pfarrer in Stäfa. Seit 2010 verantwortet Schaufelberger bei den evangelisch-reformierten Kirchen der Deutschschweiz die Aus- und Weiterbildung von Pfarrpersonen.

wir als die Krise der Moderne bezeichnen, zu tun. Alle Gewissheiten zerfallen, sagt der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman. Seine Zeitdiagnose umschreibt er mit dem Begriff der «flüssigen Moderne». Es gibt keine chronologische, geordnete Biografie mehr, in der man von der Wiege bis zur Bahre überzeugtes Kirchenmitglied ist.

Wie kann die Kirche in diesem alles verflüssigenden Strom der Moderne Jesus ins Spiel bringen?

Das kann beispielsweise an verschiedenen Stationen von Lebensübergängen geschehen, wie beim Übertritt ins Erwachsenenalter oder bei der Geburt des ersten Kindes, bei einem Todesfall oder bei der Hochzeit. In solchen Lebensmomenten kann die Botschaft des Evangeliums gehört werden.

Verkommt so Kirche nicht zum Dienstleistungsbetrieb?

Wenn sich der Kontakt nur darauf beschränken würde, bestünde diese Gefahr schon. Andererseits: Ich glaube, die Kirche muss ertragen, mit den Menschen immer wieder nur vorübergehend unterwegs zu sein. Von der Idee, dass der Mensch sich in eine Gemeinschaft eingliedern muss, sich kontinuierlich in der Gemeinde beteiligen, müssen wir

unverabschieden. Die Gesellschaft ist sehr individualisiert. Es braucht eine Vielfalt von kreativen Kontaktpunkten mit Menschen, die spirituell interessiert sind.

Wo sehen Sie die Kirche 2050?

Ich glaube der Traditionsabbruch ist Realität, die Kirche muss dem mutig ins Auge schauen. Die kirchlich sozialisierten Mitglieder werden rapide älter und sterben aus. Reist man nach Grossbritannien, schaut man 20 Jahre in unsere Zukunft. In London trifft man Menschen, die fragen den Pfarrer, der ein Kreuz um den Hals trägt, was das für ein Zeichen sei. Die Briten haben die Situation schonungslos analysiert und ihre Schlüsse daraus gezogen. Sie reagieren mit Lust an Kreativität und Experimentellem.

Das heisst?

In London hat der Bischof vor 20 Jahren beschlossen, kein Kirchengebäude mehr zu verkaufen. Die ungenutzten Kirchen hat er Menschen übergeben, die den Kirchenraum nutzen wollten. Es entstand eine unheimliche Vielfalt an kirchlichem Leben. Und auch Kontaktmöglichkeiten zu nicht traditionell kirchensozialisierten Menschen. Ich war in sehr unterschiedlichen Kirchen zu Gast. Manche waren auf

Junge fokussiert, andere evangelikal, wieder andere konzentrierten sich auf Familien oder Business-Leute. Es wurde auch viel diakonische Arbeit geleistet.

Auf Zielgruppen ausgerichtete Angebote gibt es schon heute.

Ja, aber die Zielgruppen müssen sich selbst definieren und selber ihre Formen gestalten. Wir sollten weg von dieser sonntäglichen Form des Gemeindegottesdienstes hin zu einer stärkeren Bedarfsorientierung. Was brauchen die Menschen wirklich? Und warum machen wir, was wir tun? Die künftige Kirche kennt keine klar definierten Kirchgemeinden. Sie ist ein Netzwerk, das mehrstimmig ist und mehr Deutungen zulässt für Formen und Orte, an denen das Evangelium gelebt wird. Sie muss nicht ständig die Kontrolle behalten. Dieses Netzwerk umfasst auch kirchenferne Menschen, die offen wären für Beteiligung, wenn sie sich nicht in ein Korsett hineindrücken lassen müssen.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Vor einiger Zeit meldete sich eine Tai-Chi-Lehrerin, die mit der Kirche sonst nicht viel am Hut hatte. Sie hatte Zugang gefunden zu mystischen Glaubenstraditionen und entwickelte Gebets-Körperübungen dazu. In den Gesprächen mit mehreren Pfarrpersonen aber spürte sie stets eine Reserviertheit. Erst nach einem Kontakt mit einem Pfarrkollegen, der sich gegenüber diesem Impuls offen zeigte, fühlte sie sich von der Kirche erstmals verstanden und wertgeschätzt. Wenn die Frau unterstützt würde in ihrem Projekt und noch andere Interessierte dazu kämen, könnte aus dieser Initiative etwas Tolles entstehen.

Erfordert die Kirche der Zukunft auch anderes Personal?

Die reformierte Kirche braucht eine grosse Bandbreite an Methoden, Frömmigkeitsformen und Personen. Wir benötigen unterschiedliche Pfarrpersonen, Diakone und so weiter. Entscheidend ist nicht, dass jeder alles kann, sondern bereit ist, zu Netzwerken, Menschen weiterzuleiten an die richtige Stelle. Aus dem Amt des Pfarrers leitet sich nicht Autorität ab. Anstelle von Autorität wird Authentizität entschei-

«In London fragen die Leute den Pfarrer, der ein Kreuz um den Hals trägt, was das für ein Zeichen sei.»

dend. Die Menschen suchen jemanden, der das, was sie erfahren, kennt und versteht.

Und wie wichtig ist die Kinder- und Jugendförderung?

Religionsunterricht spielt eine wichtige Rolle bei der Kirchensozialisierung. Deswegen bin ich ein Befürworter einer Doppelstrategie. Wir müssen Mittel bereitstellen für das Experimentelle, das Ausbrechen, das Rausgehen aus alten Strukturen. Und gleichzeitig in den Unterricht investieren. Diese Chance dürfen wir nicht aufgeben. Allerdings stellen wir in Zürich fest, dass im-

mer öfter selbst Eltern, die Kirchenmitglieder sind, ihr Kinder nicht mehr konfirmieren lassen.

Hat die Kirche zu lange am alten Gemeindebegriff festgehalten?

Auch jetzt noch wird die Illusion aufrecht erhalten, dass in jedem Dorf eine Gemeinschaft besteht, die sich vor allem auf den Sonntagmorgen fokussiert. Dabei funktioniert das schon lange nicht mehr. Andererseits gibt es auch hierzulande schon Beispiele, wo Kirche über Gemeindegrenzen hinausgeht. Etwa die Spezialpfarrämter an Flughäfen oder an Bahnhöfen. Die Menschen kommen zum Flughafen, egal ob sie

«Die künftige Kirche kennt keine klar definierten Gemeinden. Sie ist ein mehrstimmiges Netzwerk.»

aus Aarau oder Affoltern stammen. Diese Pfarrämter sind eine Blaupause für die Zukunft. Dabei muss sich nicht alles auf theologische Fachpersonen konzentrieren, wie bei Spezialpfarrämtern. Es braucht auch diakonische Formen und Leute ohne formelle Ausbildung.

Schweben Ihnen weitere Spezialpfarrämter vor?

Eine Idee wäre ein Pfarramt für Kasualien wie Hochzeiten oder Taufe. Gerade für Menschen, die keinen Bezug mehr zum Ortspfarramt haben. Immer wieder sind Menschen frustriert, weil bei der Taufe ihr Wunschdatum nicht möglich ist. Oder ein Paar ist enttäuscht, dass die Pfarrperson die Trauung nicht in einer weit entlegenen Kapelle vollziehen will. Eine zentrale Stelle für unkomplizierte, kompetente Kasual-Beratungen wäre sinnvoll.

Da wären wir wieder bei den Dienstleistungen.

Selbst wenn. In diesen Momenten lässt sich ganz viel Beziehungsarbeit leisten. Will man, dass Kirchenferne nicht immer kirchenfern bleiben, wäre das ein ideales Angebot. Unabhängige Ritualberater haben den Markt für sich entdeckt. Dabei wissen wir: Wenn jemand das aus der Kirche kompetent macht, besteht auch unter Kirchenfernen eine grosse Offenheit.

Ist das wirklich so? In manchen Kreisen ist es regelrecht verpönt, Mitglied der Kirche zu sein.

Ich glaube, die Kirche hat oft mit Vorurteilen zu kämpfen. In Traugesprächen erlebe ich, dass Paare erst keine Trauung in der Kirche wollten. Später haben sie gemerkt, dass der Pfarrer individuell auf sie eingeht. Ich denke, das Problem ist eine Kombination aus Vorurteilen und einer zu starren Orientierung an alt-ingesessenen Formen.

Vielleicht müsste sich die Kirche besser vermarkten?

Zum Marketing gehört auch das Produkt. Und das Produkt stimmt nicht mehr so, wie es früher gestimmt hat. Wenn es dann vielfältig ist, offen, netzwerkartig, dann können wir es auch so bewerben. Interview: Delf Bucher, Cornelia Krause

Dann muss halt der Poet übernehmen

Musik Er macht einfach immer weiter: Bob Dylan hat ein fantastisches Album eingespielt. Der Poet analysiert die prekäre Lage der Nation, tanzt auf doppelten Böden und grüsst im Vorbeigehen den emeritierten Papst.

Kann sein, es ist nur ein guter Witz. Im schleppenden Eröffnungstück «I Contain Multitudes» der neuen Platte «Rough and Rowdy Ways» pfercht Bob Dylan Filmheld Indiana Jones mit Anne Frank und den Rolling Stones in zwei Zeilen, umrahmt von Grüßen an die Dichter Edgar Allan Poe und William Blake.

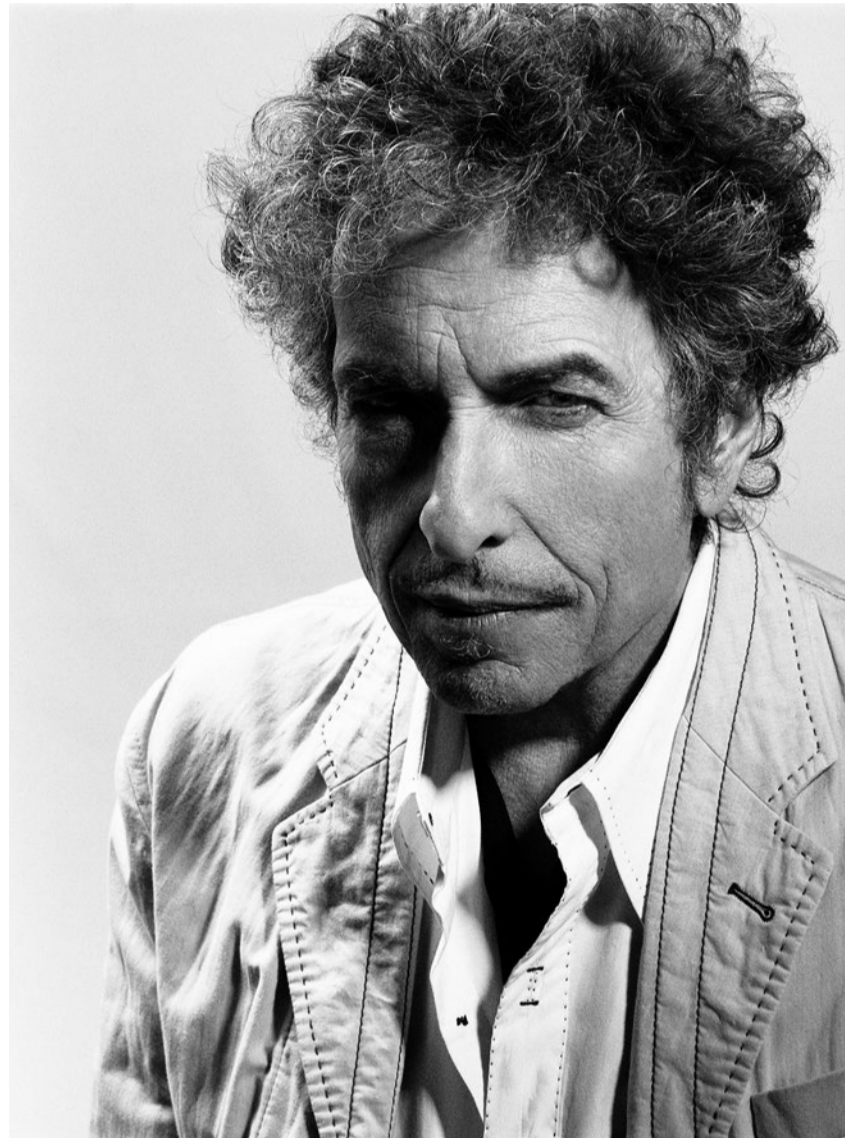
Dylan schien sich schon immer lustig zu machen über seine Exegeten. Mit spitzbübischer Freude legt er falsche Fährten. Doch seine Lyrik ist zu intelligent, um als reine Wortakrobatik durchzugehen. In den in «I Contain Multitudes» verpackten Referenzen schillert der Literaturnobelpreis, den Dylan 2016 erhielt. Statt die Auszeichnung abzuholen, tourte er damals einfach weiter. Im Selbstporträt schliesst er nun Hollywood und Dichtung, Musik und Erinnerungsarbeit kurz.

Ein Mann der Widersprüche ist der Versteckspieler tatsächlich. Als Protestsänger gefeiert, verschanzte er sich hinter mehrdeutigen Metaphern. Als Poet anerkannt, schlug er 1979 die ultimative Finte und entdeckte die Eindeutigkeit des Predigers. Die neue Nähe zum Messias garantierte maximale Distanz zur Fangemeinde, die ihn als Retter der intellektuellen Popkultur verehrte.

Das amerikanische Trauma

Die Erweckungsphase hat Dylan zwar hinter sich gelassen. Im Werk des Skeptikers bleiben biblische Bilder dennoch präsent. Im trotzigem, von einem umwerfenden Groove getragenen Song «False Prophet» zum Beispiel, mit dem er nach zwei Jahrzehnten dem inzwischen emeritierten Papst Benedikt XVI. zu antworten scheint. Dessen Vorgänger Johannes Paul II. hatte ihn 1997 öffentlichkeitswirksam zum Kongress nach Bologna eingeladen. Dylan nahm dankend an, um sein zeitloses Endzeitalbum «Time Out of Mind» ins Schaufenster zu stellen.

Benedikt fragte sich noch lange nachdem er den charismatischen Polen im Vatikan beerbt hatte, ob es wirklich richtig war, «diese Art von



Prediger und Versteckspieler: Bob Dylan, fotografiert 2009.

Foto: Keystone

Propheten» auftreten zu lassen. Natürlich verneinte der deutsche Kulturpessimist die Frage implizit.

Dylan orientiert sich mit seinem Blues an der Tradition der Propheten im Alten Testament, beschreibt sich als Feind des Verrats, des Streits sowie des ungelebten, bedeutungslosen Lebens: «I ain't no false prophet, I just know what I know.»

Das mit einer fantastischen Band eingespielte Album, mit dem Dylan acht Jahre nach seiner Hommage an William Shakespeare «Tempest» wieder zu Eigenkompositionen zurückkehrt, erschöpft sich jedoch

nicht in Selbstreferenzen. In der mit Streichern orchestrierten Ballade «Murder Must Foul» greift der Sänger ein amerikanisches Trauma auf: den Mord an Präsident John F. Kennedy von 1963, um den sich viele Verschwörungstheorien ranken.

Die brüchige Wahrheit

Den 17 Minuten langen Song liess Dylan auf eine separate CD pressen, als dem Album beigelegte Single sozusagen oder als düsterer Epilog. Die im gelassenen Sprechgesang vorgetragene Erzählung mündet in einer Playlist zur Sterbebegleitung.

Wobei sich die Identität des Sterbenden im Nebel der Assoziationen aufzulösen beginnt. Vielleicht ist es am Ende gar die Seele Amerikas, die Dylan in Musik und Poesie erkennt.

Indem Dylan auch die Legenden von Mafia-Mord und CIA-Komplott einwebt, reicht sein Requiem auf JFK tief in die Gegenwart hinein. Denn im Zeichen der alternativen Fakten ist die Wahrheit brüchig geworden. Und dass die Vergangenheit nie vorbei ist, sondern höchstens zwischendurch in einen tiefen Schlummer verfällt, gehört zu den Leitmotiven in Dylans Werk.

Wachsamer Achtsamkeit

Mit «Murder Must Foul» hat Dylan seinen ersten Nummer-eins-Hit in den Billboard Charts gelandet. Im Zeitalter fürs Streaming optimierter Songs eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Und als er das Lied ins Netz stellte, sprach er schon fast im alten Predigtton zu seiner Ge-

«Ich bin kein falscher Prophet. Ich weiss, was ich weiss. Ich gehe dorthin, wohin nur die Einsamen gehen können.»

Bob Dylan
«False Prophet»

meinde: «Stay safe, stay observant and may God be with you.» Wenn der Präsident in der Krise schon keine präsidentialen Sätze zustande bringt, muss der Poet übernehmen.

Dylan wäre nicht Dylan, hätte er im Segenswunsch keine doppeldeutige Spitze versteckt. Ist mit «observant» wachsam oder achtsam gemeint? Ruft er in Corona-Zeiten zur Achtsamkeit gegenüber den Mitmenschen auf oder fordert er angesichts des irrlichternden Präsidenten eine erhöhte Wachsamkeit? Die Mehrdeutigkeit hat die Poesie der Politik voraus. Und wahre Achtsamkeit kann wohl ohnehin nur wachsam gelingen. Felix Reich

Kindermund



Die Vielfalt des Menschen und überreife Früchte

Von Tim Krohn

Dieses Jahr wird alles gleichzeitig reif: Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen. Heute haben wir Weichseln geerntet. Bigna ist in der Baumkrone herumgeklettert, hat die äusseren, mit Früchten voll bewachsenen Zweige abgeschnitten und sie ins Gras geworfen. Als Renata mit einem noch warmen Schokoladenkuchen in den Garten kam, am Brunnen den Krug mit Wasser füllte und bemerkte: «Ihr habt übrigens Post», hangelte sich Bigna wie ein Äffchen hinunter und machte sich sofort über den Kuchen her.

Renata hielt mir einen Umschlag hin, auf dem stand: «An Bigna und ihren Dichter, Santa Maria Val Müstair.» Ich öffnete ihn und las vor. Eine Frau schrieb, wie gern sie unsere Kolumne mochte und dass sie diese immer als Erstes aufschlug – solche Post erhalten wir öfter. Dann folgte aber ein sonderbarer Satz: «Ich habe selbst längere Zeit mit sogenannten behinderten Menschen gearbeitet und freue mich jedesmal, wie entspannt und locker Sie mit dem Thema umgehen.»

«Was bedeutet <behindert>?», fragte Bigna kauend. Mir fiel das romanische Wort nicht ein. «Behinderte sind Menschen, die anders sind», erklärte ich. «Anders als wer?» «Ja, eben, wenn ich das nur wüsste. Anders als Normale. Jetzt frag aber nicht, was normal ist.» «Bin ich denn behindert?», fragt Bigna. «Ich habe keine Ahnung, wie die Frau darauf kommt. Offenbar hat sie überlesen, dass du ein Kind bist. Für eine Sechsjährige bist du eher überreif.» Bigna kicherte. «Wie die Kirschen? Wenn ich jetzt aber nicht sechs Jahre alt wäre, sondern sechzehn oder richtig alt wie du, und ich wäre so, wie ich bin, wäre ich dann behindert?»

«Keine Ahnung. Sieh meine Hand an, die ist verkrüppelt. Also bin ich der Behinderte. Ausserdem hatte ich als Kind viele Ticks, ich denke verquer. Es gibt Leute, die das schon als Krankheit ansehen. Die nennen das dann Asperger oder Tourette oder Autismus.» «Kann man das nicht heilen?», fragt Bigna. «Wozu auch? Dann wäre ich ja nicht mehr ich.» Darauf antwortet sie: «Dann sollten wir der Frau aber schreiben, dass du behindert bist und nicht ich. Und dass du vielleicht darum so locker bist.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Wie lösen wir unseren Ferienknatsch am besten?

Wir haben heftigen Ferienknatsch. Unsere Flüge in den Süden sind abgesagt. Für meinen Mann ist die Alternative Aktivferien in den Bergen, er braucht Bewegung. Ich aber will Ruhe und möchte mich am liebsten allein zu Hause erholen können. Das wochenlange Homeoffice und der Fernunterricht haben mich total erschöpft. Er aber weigert sich, allein mit den Kindern wegzufahren. Wie finden wir aus dem Dilemma?

Tatsächlich haben Ferien eine hohe Bedeutung. Wir möchten unsere dringenden Bedürfnisse erfüllen und leben können. Ganz besonders dieses Jahr, denn in der Corona-Krise waren viele Familien zusätzlich belastet. Sie beschreiben das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung. Ihnen wäre es offenbar am liebsten, wenn ihr Mann mit den Kindern aus dem Haus wäre. Sie scheinen sich zu Hause wohl und sicher zu fühlen. So könnte Ihnen der Energieaufbau am ehesten gelingen.

Schauen wir nun die Situation Ihres Mannes an. Er sucht Bewegung an der frischen Luft in der Natur. Können Sie verstehen, dass er Mühe hat, mit den Kindern allein wegzufahren? Vielleicht fühlt er sich abgeschoben oder vermisst die Absprache mit Ihnen im Elternteam. Möglicherweise sind Sie beide zu erschöpft, um kreative

Kompromisse zu diskutieren. Aus meiner Sicht könnte es helfen, Ferienphasen zu planen.

Die erste Phase wären ein paar Tage, um die individuellen Bedürfnisse beider Partner abzudecken. Wer braucht dringend was? Überlegen Sie, wie Sie sich gegenseitig Zeitfenster öffnen, sodass Sie beide wieder stehen, gehen und denken können. Vielleicht betreuen Sie die Kinder abwechselnd, bringen sie ein paar Tage bei Verwandten unter oder melden sie in einem Pfadilager an.

In der zweiten Phase könnten Sie besprechen, was Sie beide von der Beziehung erwarten. «Was möchte ich wieder einmal mit dir erleben?» Meist sind das unspektakuläre Momente wie ein Spaziergang ohne Handy oder zusammen die Sterne beobachten. Auch zärtlich zugewandte Berührungen können wichtig sein. Die drit-

te Phase beinhaltet die Planung gemeinsamer Familienerlebnisse mit Kinderlachen. Bleiben Sie bescheiden in den Erwartungen. Die Ferien-Würze liegt diesen Sommer nicht in grossen Sprüngen, sondern in der Einfachheit.



Margareta Hofmann,
Paar- und Familientherapeutin,
Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info



Ohne grosse Pläne in der Urner Idylle: Reto Zuberbühler leitet die Kinder beim Kochen an.

Foto: Fabian Biasio

Die positive Männlichkeit

Familie Zum Camping-Wochenende eines Zürcher Kirchenkreises sind Väter mit ihren Kindern allein unterwegs. Die klassischen Rollenmuster geraten dabei auf beiden Seiten ins Wanken.

Plitsch-Platsch spritzt das Wasser auf. Die Wippe schnell hoch und senkt sich. Die Kinder jauchzen. Die 20 Väter sind mit ihren 44 Kindern nach Uri aufgebrochen, um am Seelisberg-See ihr Vater-Kind-Wochenende zu verbringen.

Die Pflicht macht Pause

Ivo Torelli hat das idyllische Fleckchen bei einem Einsatz für die Berghilfe für sich entdeckt. Auf seine Anregung hin zieht es nun schon im fünften Jahr Väter aus dem Zürcher Kirchenkreis drei mit ihrem

Nachwuchs dorthin. Vater-Kind-Anlässe sind eine Spezialität des Kirchenkreises, betont der Pfarrer Christoph Walser: «Das Wochenende bietet die Chance, dass sich die Väter nicht als Pflichtmänner, Berufsmänner und Kämpfer zeigen, sondern ihre positive Männlichkeit erlebbar machen.»

Jokertage für die Mütter

Als Pfarrer hat Walser nur eine Nebenrolle. Organisatorisch sind in erster Linie Ivo Torelli und Armon Fortwängler für die Vater-Kind-Angebote verantwortlich. Und schon kommt Fortwänglers Tochter herbeigeeilt und will mit Sonnencreme eingeschmiert werden.

Eine Steilvorlage für den Vater, den Sinn des Wochenendes zu erklären: «Hier rennen die Kinder nicht zuerst zur Mami, sondern zum Papi.» Der Anspruch, noch bestehende Rollenmuster aufzubrechen, schwingt mit. Und die Mütter hätten zwei Tage ohne familiäre Verpflichtungen, sagt Fortwängler.

Der Zauber der Landschaft, der See mit Badeinsel und Booten bieten auch ohne strukturiertes Programm eine reiche Palette für spontane Aktivitäten. Denn das Planen und Strukturieren, das den Alltag vieler Männer prägt, soll an diesem Wochenende ein Tabu sein.

Gemeinschaftlicher Anker des Wochenendes ist das abendliche Lagerfeuer. Während die Kinder spielen, tauschen sich die Männer aus. Themen des Vaterseins, Probleme in Beruf oder Ehe, auch Small Talk und Politisches: Alles findet in diesen Gesprächen seinen Platz. Am

nächsten Morgen: Das gemeinsame Zmorge ist längst weggepackt, die Kinder toben auf dem Beachvolleyplatz herum. Die Älteren spielen eine Mischung aus Rugby und Handball. «Kommt, jetzt spielen wir richtig Rugby», ruft ein Vater. Nun gilt es, nach Regeln um den Ball zu kämpfen. «Wenn einer Stopp sagt, bedeutet das aufhören», sagt der väterliche Coach bestimmt, um einen Jungen aus dem Geknäuel von Körpern zu befreien.

Nicht weit entfernt zerschneidet Reto Zuberbühler in rasantem Tempo Frühlingzwiebeln. Begeistert helfen die Kinder mit. Sie werfen die Zutaten für die Spaghettisauce in den Kessel über dem Feuer. «Vorsicht beim Rühren», ermahnt sie der gelernte Koch Zuberbühler.

Zurück zum biblischen Vater

Später sitzen auch Pfarrer Christoph Walser und seine beiden Töchter im Schatten und essen Pasta. Mit seiner Männerarbeit hat Walser für die Zürcher Landeskirche in den Nuller-Jahren einiges bewegt. Wenn er auf die frühere Männerarbeit zurückblickt, kommt ihm in den Sinn: «Damals standen mehr die Wüstenväter, die männlichen Singles, im Blickpunkt.»

Dagegen spiele der Abba, wie Gott auf Aramäisch heisst, also der gütige Vater, bis heute eine viel zu kleine Rolle in der christlichen Spiritualität. Für den Theologen ist dies schlicht kurios. Denn schliesslich bilde doch die Vater-Sohn-Beziehung und somit die Verbindung von Gott und Jesus, die zentrale Achse im Evangelium. Delf Bucher

INSERATE

reformierte kirche fällanden

fällanden benglen pfaffhausen

Wir suchen

zwei Pfarrerinnen und/oder Pfarrer

für insgesamt 130 Stellenprozente

Wir bieten Ihnen in einer dynamischen Region des oberen Glatttals und einer familien-freundlichen, naturnahen Gemeinde am Greifensee ein interessantes Wirkungsfeld. Ein motiviertes Team von Mitarbeitenden, eine engagierte Kirchenpflege und zahlreiche Freiwillige unterstützen Ihr geschätztes Engagement. Der Arbeitsort ist zentral gelegen sowie ein Pfarrhaus oder eine grosse Wohnung steht Ihnen zur Verfügung.

Für Fragen und Auskünfte stehen Ihnen gerne zur Verfügung:
Sonja Rotschi, Leiterin Gemeindekonvent, Telefon 044 887 04 04, oder Markus Bachofen Rösner, Vorsitzender Pfarrwahlkommission, Telefon 043 499 03 78, sekretariat@refkirchfaellanden.ch

Haben wir Ihr Interesse geweckt?
Weitere Informationen zu unserer Kirchgemeinde finden Sie unter www.refkirchfaellanden.ch.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbungsunterlagen bis 31.08.2020.
Bitte senden Sie die Unterlagen an: pfarrwahl@refkirchfaellanden.ch

Was bedeutet Ihnen die Mitgliedschaft in der reformierten Kirche?

Aufruf für Beteiligung an Forschungsprojekt

Sie sind passives Mitglied der reformierten Kirchgemeinde der Stadt Zürich?
Sie bezahlen Kirchensteuer und haben selbst kein oder wenig Interesse an den Angeboten?

Wir möchten mit Ihnen ins Gespräch kommen!
Was bedeutet Ihnen Ihre Mitgliedschaft in der Kirche?
Wie sehen Sie Ihre Rolle als Mitglied der Kirche?
Welche Vision, welche Vorstellung von Kirche haben Sie?
Welche Erwartungen an die reformierte Kirche haben Sie?

Wir suchen Sie! Wir suchen Dich!

Für ein Kooperationsprojekt mit dem Institut für Verbands-, Stiftungs- und Genossenschafts-Management (VMI) der Universität Fribourg suchen wir Personen, die Interesse und die Bereitschaft an einem ca. einstündigen Gespräch zu den genannten Themen haben. Die Gespräche finden persönlich im August und September im Raum Zürich statt. Es kann auch ein Online-Termin vereinbart werden. Die Gespräche werden vertraulich geführt und anonymisiert ausgewertet. Bei Interesse können die anonymisierten Ergebnisse gerne zur Verfügung gestellt werden. Es sind keinerlei Vorkenntnisse erforderlich.

Das interessiert Sie? Gerne beantworten wir Ihre Fragen und/oder vereinbaren einen Termin. Wir freuen uns über Ihre Kontaktaufnahme:
Dr. Jeannette Behringer, Email: jeannette.behringer@partizipation.eu



SONDERANGEBOT AUSFLUG IN DER ROMANDIE

Das Angebot beinhaltet: Nächte in einem Zimmer mit Bad und Frühstück.
Kostenlose Fahrkarte zwischen Montreux und Lausanne.

Preis für 3 Nächte:
Einzelzimmer: 208 CHF (statt 312 CHF)
Doppelzimmer: 316 CHF (statt 474 CHF)

Preis für 7 Nächte:
Einzelzimmer: 520 CHF (statt 728 CHF)
Doppelzimmer: 790 CHF (statt 1'106 CHF)

Buchung per E-Mail oder Telefon an info@cret-berard.ch oder 021 946 03 60.
Das Angebot gilt für alle Aufenthalte bis zum 31. August 2020, je nach Verfügbarkeit.

www.cret-berard.ch
Ch. de la Chapelle 19a - 1070 Puidoux

CRÊT BÉRARD

23 Stunden am Tag in der Zelle. Seit über zwei Jahren. Und das in der Schweiz.

Auch Gefangene haben Rechte. Wir beraten kompetent und unabhängig. Spenden Sie jetzt.

www.humanrights.ch
→ Über uns → Freiheitsentzug
PC 34-59540-2

 Beratungsstelle Freiheitsentzug
humanrights.ch

Ihre Spende wirkt auch da, wo niemand hinschaut.

www.heks.ch
PC 80-1115-1



HEKS EPER

Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben

www.kindundkirche.ch



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Ausstellung

Fotokunst gegen Rassismus

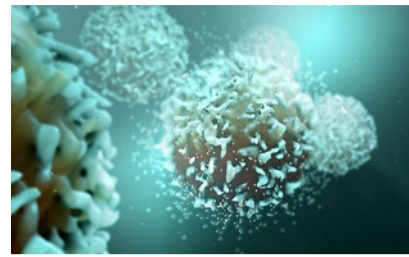
Spiritualität und sozialdokumentarische Arbeiten oder einfach der Ästhetik verschriebene Fotokunst zeigt die Ausstellung «Black Art Matters». 70 Fotografinnen und Fotografen stellen ihre Werke in der Zürcher Maag-Halle aus. Das Festival, das auch mit Filmen und Konzerten aufwartet, will vor allem die kreative Vielfalt von schwarzen Kunstschaffenden zeigen und als «kultureller Leuchtturm gegen Rassismus» Signale aussenden. **bu**

«Black Art Matters», bis 27. August, Maag-Halle, Zürich. www.blackartmatters.com



Spirituelle Spurensuche: Das Werk des Fotografen Woosler Delisfort. Foto: zvg

Sachbuch



Krebszellen Foto: Shutterstock

Das Vermächtnis einer erkrankten Ärztin

In ihrem bewegenden Vermächtnis schildert Kathryn Schneider-Gurewitsch ihre Erfahrungen als Ärztin und Krebspatientin mit nutzlosen Therapien, Schwierigkeiten beim Abfassen einer Patientenverfügung und den Dilemma-Situationen für Arzt wie Patient bei der Diagnose. Die Autorin ist 2014 gestorben. **bu**

Kathryn Schneider: Reden wir über das Sterben. Limmat, 2020, 140 Seiten, Fr. 27.90.

Essay



Mondreflexion Foto: Shutterstock

Wie Sprache das Denken und Fühlen prägt

Das türkische Wort Yakamoz bedeutet den Widerschein des Mondes auf dem Wasser. In drei Sprachen zu Hause zeigt Journalistin Kübra Gümüşay, wie Sprachen andere Gefühlszustände hervorbringen können, wie Sprache ausgrenzt, aber auch wie sprachliche Beheimatung möglich werden kann. **bu**

Kübra Gümüşay: Sprache und Sein. Hanser, 2020, 207 Seiten, Fr. 28.90.

Agenda

Gottesdienst

Badigottesdienst

Familiengottesdienst mit Taufen, Musik und der Geschichte von Krah, der Krähe. Pfr. Paul Zimmerli. Anschliessend Kaffee und Gipfeli.

Sa, 2. August, 10.15 Uhr
Badi, Bassersdorf

Bei schlechtem Wetter in der Kirche.
Info Veranstaltungsort: Paul Zimmerli,
044 836 93 23, 1.8, ab 20 Uhr.

Feldgottesdienst

Pfrn. Dorothea Fulda Bordt, Musikgesellschaft Andelfingen. Gleichzeitig Kindergottesdienst. Anschliessend Apéro und eventuell Bräteln.

Sa, 16. August, 10 Uhr
Wiese Hof Sigg, Dorfstr. 28, Adlikon

Bei schlechtem Wetter: Ref. Kirche Andelfingen. www.ref-andelfingen.ch

Festgottesdienst openair

Pfrn. Rahel Graf, Pfrn. Béatrice Heller-Wessa, Neue Kantorei mit Band, Susanne Rathgeb (Leitung). Kinderprogramm des Cevi. Wurst vom Grill, Salate, Getränke zu moderaten Preisen.

Sa, 30. August, 11 Uhr
Höriberg, Höri
www.refkirchebuelach.ch

Begegnung

Gelateria auf der Piazza

Grosse Auswahl an Glacésorten und Coupe-Zutaten, kalte und warme Getränke. Moderate Preise.

Sa, 15./29. August, 17–23 Uhr
Piazza ref. Thomaskirche, Zürich
Bei schlechtem Wetter im KGH

Klosternacht

«Auf den Spuren der Zisterzienser». Einstimmung, gregorianisches Singen, Tanz, Abendmahlsfeier, Klostergarten. Musik von Liv Lange (Sopran), Raimund Wiederkehr (Tenor), Jasmine Vollmer (Orgel, Cembalo). Leitung: Pfr. Volker Bleil, Pfrn. Regula Eschle Wyler, Regula Camenzind-Schumacher, Tanzleiterin.

28.–29. August, 20–6.30 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis
Eintritt frei, ohne Anmeldung. Ruhe-
raum, Tee, Brot. Reservation Abendessen
(Fr. 32.–), Frühstück (Fr. 18.–):
044 764 87 84. www.klosterkappel.ch

Waldbaden

«Gott im Grünen auf der Spur». Angeleitetes Gehen im Wald, Achtsamkeitsübungen, theologische Inputs. Leitung: Pfr. Michael Schaar, Pilgerzentrum St. Jakob, Zürich, und Dr. theol. Monika Fander, Bildungszentrum Singen (D).

Sa, 12. September, 9.30–16 Uhr
Treffpunkt: Bahnhof Kreuzlingen
Kosten: Fr. 30.–. Anmeldung: bis 1.9.:
044 242 89 86. www.jakobspilger.ch

Bildung

Lesung

Verena Keller liest aus ihrem Buch «Der Fremde. Eine Liebesgeschichte» (Omnino Verlag 2019).

Sa, 22. August, 15–17 Uhr
Religiös-sozialistische Vereinigung
Gartenhofstr. 7, Zürich

Veranstaltungsreihe «Hochzeiten»

Fünf Abende zu Trauungsritualen und Hochzeitsfesten in den Religionen.

– Mi, 26. August, 19 Uhr
Serbisch-orthodoxe Kirche «Maria Entschlafen», Zürich.
Mit den Erzpriestern Branimir Petkovic und Miroslav Simijonovic

– Di, 1. September, 19 Uhr
Gemeindehaus Israelitische Cultus-
gemeinde Zürich (ICZ).
Mit der Pädagogin Mirjam Treuhaft

Anmeldung bis 19.8. bzw. 25.8.:
anmeldung@forum-der-religionen.ch,
044 252 46 32. Weitere Abende in der
Reihe: www.forum-der-religionen.ch

Referat und Podiumsdiskussion

«Die Entstehung der Bibel – der aktuelle Stand des Wissens und was dieses für den Glauben bedeutet». Referat Konrad Schmid, Prof. für Altes Testament, Uni Zürich. Podiumsdiskussion: Konrad Schmid; Sibylle Forrer, Pfarrerin Kilchberg; Markus Giger, Pfarrer Street-church. Moderation: Irene Gysel.

Do, 27. August, 19 Uhr
St. Anna-Kapelle, Zürich
www.stiftung-eg.ch (Veranstaltungs-
video, Youtube Livestream)

Buchvernissage

«Glaube und Rituale im medizinischen Kontext» (TVZ 2020) von Susanne Brauer (Mitarbeit: Anouk Holthuisen). Fotos: Niklaus Spoerri). Referate: Regierungrätin Jacqueline Fehr; Susanne Brauer, Forum für Medizin und Gesellschaft; Prof. em. med. Wolf Langewitz.

Do, 27. August, 19.30 Uhr
Paulus Akademie, Pfingstweidstr. 28,
Zürich
www.paulusakademie.ch

Kultur

Feierabendmusik

Eine halbe Stunde Musik zum Träumen, Innehalten, Entspannen. Raimund Wiederkehr (Orgel, Flügel).

Do, 20. August, 17.30–18 Uhr
Ref. Kirche, Zumikon

Neu jeden Donnerstag. www.ref-zumikon.ch

Klassiktage «Golden Festival»

Mit dem jungen Berufsrhodeser «Orchester am See», Dominic Limburg (Leitung) sowie PreisträgerInnen des Rahn Kulturfonds, des Geza Anda Wettbewerbs und SchülerInnen der Zakhar Bron School of Music Zürich.

Ref. Kirche Tal, Herrliberg
– Fr, 21. August, 19.30–21.30 Uhr
Stüssi, Reiche, Weber, Saint-Saëns, Chopin

– Sa, 22. August, 17.30–19.30 Uhr
Stüssi, Salieri, Larsson, Strauss, Tschaiowski

– So, 23. August, 17.30–19.30 Uhr
Vivaldi, Schubert, Rossini, Beethoven

Dazu Mittagskonzerte, Workshop für junge Geiger, Konzert für Jugendliche: www.golden-festival.ch.
Eintritt Abendkonzerte: Fr. 80/40.–, Fr. 20.– reduziert. Vorverkauf: Ticketino-Verkaufsstellen, 0900 441 441.

Familienkonzert

Mit Kinderliedermacher Andrew Bond.

So, 23. August, 17 Uhr
Ref. Andreaskirche (Monolith), Zürich
Eintritt: Erwachsene Fr. 10.–, Kinder Fr. 5.–

Konzert «Licht und Schatten»

Werke von Haydn und Sofia Gubaidulina. Streichquartett «Pacific Quartet Vienna».

So, 23. August, 17 Uhr
Kath. Kirche Witikon, Zürich
Eintritt: Fr. 30.–, ermässigt Fr. 15.–.
www.witikerkonzerte.com

Sommerserenade

Bekanntes und Unbekanntes von Barock bis Neuzeit. Carmen Condrau (Mezzosopran), Konrad Weiss (Orgel).

So, 23. August, 18 Uhr
Ref. Kirche, Hombrechtikon
Eintritt frei, Kollekte

Vernissage Fotoausstellung

«Licht aus, Sonne an». Fotos von Susanne Werth. Einführung: Simon Kälin, Umweltphysiker. Mit Apéro.

Sa, 29. August, 18 Uhr
Ref. KGH Wollishofen, Kilchbergstr. 21,
Zürich
Eintritt frei. Ausstellung bis 2.10.
www.gruenezuerich.ch (Suche: Photoausstellung)

Musik und Wort

«Ein Techtelmechtel». Frauen-Klezmerband «Jomtov».

So, 30. August, 17.15 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis
Eintritt frei, Kollekte

Weitere Anlässe:
reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 14/2020, S. 4–5
Hopfen, Biowein und der Bilderschatz einer Kapelle

Unlautere Notlüge

In vino veritas, der wahre Weinbau sei, ohne Wenn und Aber, biologisch, heisst es im Artikel zu Stammheim, und der zitierte Winzer ein Reformator des Weinbaus. Tönt gut, bei genauerem Hinschauen aber weniger Verum. So etwa die angepflanzten Rebsorten, die mehltäuresistent seien und deshalb nur 3 statt 15 Kupferspritzungen benötigten. Warum denn trotz Resistenz drei Spritzungen mit Kupfer erforderlich sind, wird dem Leser verschwiegen. Ebenso erfährt der Leser nicht, welche Schwerenöter 15 Kupferapplikationen durchführen. Als professionell tätiger Winzer und langjähriger Präsident der Zürcher Winzer sind mir keine derartigen Pflanzenschutzprogramme bekannt.

Vollkommen unlauter ist die Notlüge, Kupfer sei kein synthetisches Produkt. Kupferpräparate auf Basis von Kupferchloriden und -sulfaten werden in chemischen Fabriken hergestellt und haben gar nichts gemein mit einem Brennnessel- oder Schachtelhalmttee. Die Kupferpräparate sind im negativen Sinn nachhaltig, denn sie sind im Boden wenig beweglich und bilden so einen schädlichen Schwermetallhorizont, der die betroffenen Böden zum Sanierungsfall macht.

Weit häufiger als «konventioneller Rebbau, der mit der chemischen Keule den Unterwuchs der Reben bekämpft», wird integrierter Rebbau praktiziert. Statt Herbizide zu verspritzen, nehmen kleinere Rebbetriebe den Fadenmäher zur Hand, während grössere Betriebe immer öfter auf mechanische Unterstockräumer am Rebraktor zugreifen. Wer durch die Stammheimer Rebbetriebe wandert, wird sich rasch überzeugen können.

Rolf Schenk, Rudolfigen

reformiert. 13/2020, S. 6

Wer verstehen will, muss zuhören können

Gut zuhören im Alter

Die Professorin Imhof sagt, wie gut jemand zuhöre, hänge, nebst äusseren Einflüssen, auch von der Lebensphase ab. So werde das Zuhören im Alter definitiv schwieriger. Denn das

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.Zürich

Auflage: 220 963 Exemplare (WEMF) 45369 reformiert. Zürich: Erscheint vierzehntäglich. Im August erscheint nur eine Ausgabe

Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich
Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

Redaktion und Verlag

Postfach, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Stadt Zürich: 043 322 15 30
kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen@reformiert-winterthur.ch
Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@schellenbergdruck.ch
Tel. 044 953 11 80

Veranstaltungshinweise

agenda.zuerich@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Nächste Ausgabe: 28. August 2020

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Leuchtende Augen sind ihm Lohn genug

Freiwilligenarbeit Jeden Dienstagnachmittag schliesst Peter Werder seine Autowerkstatt, um Menschen im Pflegezentrum zu besuchen.



Peter Werder (links) besucht Urs Amstutz seit vier Jahren im Pflegezentrum Reusspark.

Foto: Daniel Kellenberger

Urs Amstutz* wartet schon vor seinem Zimmer. Still beobachtet er den braun gebrannten Mann im weissen Shirt, der durch den Flur kommt und mit jedem, dem er begegnet, einen Schwatz hält.

Als Peter Werder, 58, schliesslich vor dem kleinen, alten Mann steht und ihn mit einem lauten «Hoi Urs!» begrüsst, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. «Hallo hallo!» Peter fragt: «Hast du Lust auf einen Spaziergang?» «Ja!» Er blickt auf Urs' Finken. «Soll ich dir bequeme Schuhe anziehen?» «Ja!». Urs setzt sich auf sein Bett, hält einen Fuss hoch.

Es ist eine vertraute Szene im Pflegezentrum Reusspark in Nie-

derwil AG. Peter kennen hier alle. Er ist einer der 250 Freiwilligen, die mit Bewohnern plaudern, Spiele machen, spazieren – mit Menschen, die kaum Besuch haben.

In der Pause ein Schnüpfli

Vor zwölf Jahren las Werder ein Inserat, in dem der Reusspark Freiwillige suchte. Seither schliesst er jeden Dienstagnachmittag seine Autowerkstatt und fährt ins Pflegezentrum, um in der einen Woche mit einer Gruppe Menschen mit Demenz zu spazieren, in der anderen einzelne Bewohner zu besuchen.

Als Peter Urs' Schuhe festgebunden hat, steht er auf und schaut Urs

an. «Nehmen wir heute ein Schnüpfli?» «Ja!» In der «Stube» reicht ihnen ein Pfleger eine Dose Schnupftabak, dann ziehen sie los zum Garten. Abrupt bleibt Urs stehen: «Ein Traktor!» Fachmännisch begutachten die

Peter Werder, 58

Peter Werder ist in Boswil AG aufgewachsen. Er machte erst eine Ausbildung zum Autoelektriker, dann Automechaniker und führt seit 25 Jahren die «Autoklinik» in Boswil. Heute lebt er mit seiner Frau in Büttikon. Er hat eine erwachsene Stieftochter.

beiden Männer das riesige Modell. Urs war früher Knecht auf einem Hof. Er kennt alle Traktoren.

Während sie durch den Garten gehen, weist Peter hierhin und dort hin, grüsst nach allen Seiten. Urs geht still nebenher, schaut in die Richtungen, in die Peter zeigt, sagt immer wieder «ja!» und grüsst alle mit «Hallo hallo!» Als sie bei einer Mauer angelangt sind, zieht er die Dose aus seiner Hosentasche und schnupft hastig eine Tabakportion nach der anderen, bis Peter freundlich fragt: «Hast du genug?» «Ja!» Urs' Nasenlöcher sind voll Tabak. Peter reicht ihm ein Taschentuch.

Für Urs nimmt sich Peter immer besonders viel Zeit. «Er ist mir ans Herz gewachsen», sagt er später, als Urs erschöpft auf dem Sofa in der

«Einem Automechaniker traut offenbar niemand zu, eine soziale Ader zu haben.»

Stube liegt und Peter sich wie immer am Ende solcher Nachmittage im Restaurant einen Kaffee gönnt. «Vielleicht, weil wir beide Mechaniker sind.» Über Urs' Biografie weiss er wenig. «Ich stochere nicht in der Vergangenheit der Bewohner rum, denn ich will sie nicht in Schubladen tun, sondern ihnen so begegnen, wie sie jetzt sind.» Auch so erfahre er aus ihrem Leben.

Klischees erlebt er selbst immer wieder. «Erzähle ich Angehörigen, dass ich zum Besuchsdienst gehöre, fragen viele: «Und was sind Sie von Beruf? Lehrer?» Einem Automechaniker traue niemand eine soziale Ader zu.

In ihre Welt eintauchen

Sich einzulassen auf die Welt der Bewohner, in der sich Empfindungen und Erinnerungen vermischen, ist für Peter das Faszinierende an seinem Engagement. «Sagt mir ein ehemaliger Armeeingehöriger, wir müssten ausrücken und eine Brücke bauen, sage ich nicht, das sei leider unmöglich, sondern: Klar, rücken wir aus!» Frage eine Dame, ob er mit ihr am Abend tanzen gehe, sagt er: «Gern!» Viele vergässen es gleich wieder, doch in dem Moment sei es real, ein Teil ihrer Identität. «Sehe ich ihre leuchtenden Augen, freue ich mich mit.» Für diesen Moment mache er das. Anouk Holthuisen * Name geändert

Gretchenfrage

Ellen Ringier, Herausgeberin:

«Am nächsten ist mir die abstrakteste Religion»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Ringier?

Das ist ein heikles Thema. Religion spielte bei uns zu Hause kaum eine Rolle. Weil frühgeborene Kinder wie ich damals nicht selbstverständlich überlebten, wurde ich auf Drängen meiner katholischen Grossmutter sozusagen notgetauft. Meiner aus England kommenden Mutter zuliebe fand die Taufe in der anglikanischen Kirche statt. In der Schule sagte mir dann ein Lehrer: «Das gibt es nicht, es gibt nur die katholische oder die protestantische Kirche.» Ich wechselte zu den Reformierten und wurde konfirmiert.

Und wie ist es heute?

Ich bin Kirchenmitglied, aber eigentlich bin ich eine selfmade religiöse Person. Von den grossen Religionen ist mir die abstrakteste Version am nächsten, das Judentum. Der Protestantismus und der Katholizismus sind nicht meins.

Warum nicht?

Sozialisiert wurde ich mit humanistischen Lebenszielen und nicht mit religiösen. Das ist mir immer noch am wichtigsten.

Sind Sie deshalb karitativ tätig?

Ja. Ich stieg mit 40 bei der Advokatur aus, auch weil mir bei der Arbeit die Sinnstiftung zu kurz kam.

Und worum geht es Ihnen?

Etwas Zentrales für mich kommt aus der jüdischen Überlieferung: Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt. So nehme ich von jedem Menschen auf, was ihn besonders auszeichnet, egal was. Die Begegnungen mit Mitmenschen machen mein Leben aus und erlauben mir, Empathie für die Opferseite einzubringen statt nur Kalkül.

Das macht doch auch die Kirche.

Die Kirche tut aber etwa für die Anliegen der Frauen und der nicht heterosexuellen Menschen viel zu wenig. Da hat sie meines Erachtens grossen Reformbedarf! Sie müsste in ihrer Themensetzung viel aktueller und näher bei den Menschen sein.

Interview: Marius Schären



Ellen Ringier (68) ist Herausgeberin und Präsidentin der Stiftung Elternsein. Foto: Geri Born/Schweizer Illustrierte

Christoph Biedermann



Mutmacher

Intensiver Einblick in die Rekrutenschule

Es war eine intensive Erfahrung, aber auch eine ermutigende! Für die Ausbildung zur Armeeseelsorgerin nahm ich jüngst an den ersten drei Wochen einer Rekrutenschule teil. Ziel war, selbst zu erfahren, was eine RS bedeuten kann. Physisch und mental erlebte ich die Zeit als spannend, aber auch sehr fordernd, zumal ich mit 37 Jahren etwas älter war als die Rekruten. Das Leben in der Kaserne unter Covid-Bedingungen war nicht immer einfach. Das erste Wochenende durften wir nicht nach Hause, was dafür den Zu-

sammenhalt stärkte. Es hat mich sehr beeindruckt, dass die RS für die jungen Männer eine totale Umstellung der Lebensgewohnheiten bedeutet. Man ist plötzlich in einer völlig anderen Welt. Dieser RS-Einsatz hat mich bestärkt: Ich möchte gerne Armeeseelsorgerin werden und für junge Menschen in einer so einschneidenden Lebensphase da sein. Das so klar zu spüren, hat mir Kraft gegeben. Ich sehe nun eine Möglichkeit, in der Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen und meine Energien einzusetzen. sas

Lucia Bühlmayer ist Sportwissenschaftlerin, studiert Theologie und ist in Ausbildung zur Pfarrerin und Armeeseelsorgerin. reformiert.info/mutmacher